

Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte,
Stadtsoziologie, Denkmalpflege
und Stadtentwicklung



35. Jahrgang

Heft 2/2008

BAG - Verlag

Schwerpunkt:

Stadt und Atmosphäre

Herausgegeben von
Jürgen Hasse



Die alte Stadt

Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte,
Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt
in Verbindung mit Gerd Albers, Helmut Böhme, August Gebeßler,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

HANS SCHULTHEISS (Chefredakteur)

PROF. DR. HARALD BODENSCHATZ, TU Berlin,
Institut für Sozialwissenschaften - PROF. DR.
DIETRICH DENECKE, Universität Göttingen,
Geographisches Institut - PROF. DR. ANDREAS
GESTRICH, Deutsches Historisches Institut,
London - PROF. THERESIA GÜRTLER BERGER,
Zürich - PROF. DR. TILMAN HARLANDER,
Universität Stuttgart, Institut Wohnen und
Entwerfen - DR. HELMUT HERBST, Galerie
Stihl Waiblingen - PROF. DR. JOHANN JESSEN,
Universität Stuttgart, Städtebau-Institut -
PROF. DR. URSULA VON PETZ, RWTH Aachen -
VOLKER ROSCHER, Architektur Centrum
Hamburg - PROF. DR. JOACHIM SCHULTIS,
Heidelberg - PROF. DR. DIETER SCHOTT, TU
Darmstadt, Institut für Geschichte -
PROF. DR. HOLGER SONNABEND, Universität
Stuttgart, Historisches Institut.

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungs-exemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:
Die alte Stadt, Postfach 100355, 73728 Esslingen.
Tel.: 0711 - 3512 - 3242, Fax: 0711 - 3512 - 2418.
Email: Hans.Schultheiss@esslingen.de
Internet: <http://www.alte-stadt.de>

Die Zeitschrift Die alte Stadt ist zugleich Mit-
gliederzeitschrift der ca. 110 Städte umfassenden
Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 79,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 60,- jeweils
zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Verlag oder der Redak-
tion der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt einge-
gangen sein.

Verlag:

Bernhard Albert Greiner Verlag (BAG-Verlag),
Olgastraße 13, 73630 Remshalden.
Tel.: 07151/2766-45, Email: info@bag-verlag.de
Anzeigenleitung: Dr. Claudia Greiner

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Redaktion und Verlag haften nicht für unverlangt
eingesandte Manuskripte. Die der Redaktion an-
gebotenen Originalbeiträge dürfen nicht gleich-
zeitig in anderen Publikationen veröffentlicht
werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor der Arbeitsgemeinschaft Die
alte Stadt und dem Verlag das ausschließliche Ver-
lagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das
Recht zur Herstellung elektronischer Versionen
und zur Einspeicherung in Datenbanken sowie das
Recht zu deren Vervielfältigung online und offline.
Alle in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge
sind urheberrechtlich geschützt. Kein Teil der
Zeitschrift darf außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechts ohne schriftliche Genehmigung des
Verlags in irgendeiner Form reproduziert oder in
eine von Maschinen, insbesondere von Datenver-
arbeitungsanlagen verwendbare Sprache über-
tragen werden.

Druck: Druckerei Dünnbier, Großschönau

© 2008 BAG-Verlag, Remshalden
Printed in Germany. ISSN 0170-9364
ISBN für dieses Heft: 978-3-86705-030-2

Stadt und Atmosphäre

Herausgegeben von Jürgen Hasse

Editorial von Jürgen Hasse	99
----------------------------------	----

ABHANDLUNGEN

JÜRGEN HASSE, Die Stadt als Raum der Atmosphären. Zur Differenzierung von Atmosphären und Stimmungen	103
SONIA SCHOON, Shanghai – Mosaik der Vielfalt	117
CLAUDIA WUCHERPFENNIG, Der Bahnhof – Ort spürbarer Phasenwechsel	131
RAINER KAZIG, Typische Atmosphären städtischer Plätze. Auf dem Weg zu einer anwendungsorientierten Atmosphärenforschung	147
ANTON ESCHER, Die Atmosphäre des orientalischen Bazars	161
BORIS VON BRAUCHITSCH, Städtische Atmosphären im Spiegel der Fotografiegeschichte	175

FORUM

ROBERT KALTENBRUNNER, Begrenzt offen? – Städtebau in regionaler Dimension: ein Blick über den Tellerrand	187
---	-----

AUTOREN	199
----------------------	-----

Errata: Die alte Stadt, Heft 4/2007:
Sándor Békési, Die aufgeräumte Stadt als Bild
S. 267, 2. Absatz, 1. Zeile: statt „1733“ richtig: „1773“.

Die alte Stadt, Heft 1/2008:
Heinz Heineberg, Altstädte in England
S. 11, Abb. 2 u. 3: statt „1983“ richtig: „1993“.

Foto Umschlag:
Jürgen Hasse, Schwerin.

Stadt und Atmosphäre

Editorial

von Jürgen Hasse



Die Alltagssprache kennt eine Vielzahl von Begriffen zur Verständigung über Atmosphären. Das macht darauf aufmerksam, dass Atmosphären im menschlichen Leben sozial und kulturell bedeutsam sind. Sie haben aber nicht nur soziale, sondern auch ökonomische und politische Relevanz. Das vorliegende Heft thematisiert die Stadt als einen Gefühlsraum der Atmosphären. Damit wird eine Raumqualität ins Bewusstsein gebracht, die in System und Lebenswelt üblicherweise hinter einem Verständnis der Stadt als *Handlungs*-Raum, d.h. als komplexer Gegenstand politischer, rechtlicher, organisatorischer und ordnungsstaatlicher Dispositionen und Interventionen, verschwindet. Der Blick auf die Stadt als Raum der Atmosphären hebt im Sinne eines Perspektivenwechsels eine „Innenseite“ des Stadtlebens hervor. Mit dem gelebten und sinnlich wie symbolisch spürbar werdenden Raum der Stadt tritt eine pathische Dimension des Lebens *in*, wie der Machens *der* Stadt ins Bewusstsein. Der Perspektivenwechsel macht zugleich auf eine erkenntnistheoretisch *ganzheitliche* Raumqualität aufmerksam, über die sich aus der Perspektive fiktiv *einzel*n gedachter Wirkungs- und Prozessfelder nur wenig sagen ließe. So meint die Rede von der *nächtlichen* Atmosphäre nichts Visuelles im Sinne fehlenden Lichts oder mäßiger Dunkelheit, und die Rede von der mediterranen Atmosphäre einer Stadt weit mehr als nur angenehme Temperaturen, wie man sie von sommerlichen Urlaubssituationen in Mittelmeerländern kennt. Atmosphären verklammern räumliche Vitalqualitäten, die „über“ einem Ort liegen und machen ihn dadurch zu *diesem besonderen* Ort.

Die Beiträge des vorliegenden Heftes nähern sich dem Thema der Atmosphären von und in Städten aus verschiedenen thematischen Richtungen. Die Fokussierungen liefern beispielhafte Illustrationen, die auf die kulturelle, politische und ökonomische Bedeutsamkeit städtischer Atmosphären aufmerksam machen sollen. Darin liegt auch eine wissenschaftstheoretische Pointe des Heftes. Der Blick auf die pathische Seite der Stadt, ihre mitweltliche, spürbar sinnliche und gelebte Dimension



Abb. 1: Dämmerungsatmosphäre am Außenhafen Emden (Foto: J. Hasse)

weist nämlich auf eine Rückseite der (handlungstheoretisch konzeptualisierten) „Stadt der Akteure“ hin. Was auf der einen (rationalistisch idealisierten) Seite planvoll hergestellt wird, entsteht auf der anderen Seite gleichsam „aus sich“, das heißt *im Prozess* des Werdens der Stadt und oft ohne planvoll intentionales Handeln signifikanter Akteure. Was man aus der Distanz des Gefühls als einen weichen Standortfaktor identifizieren mag, stellt sich im Mitsein städtischen Lebens als gefühlte Seite von Urbanität dar, als eine Orts- und Raumqualität, die ebenso ein Grund für die Sesshaftigkeit wie für die Stadtfucht sein kann.

Atmosphären lassen sich im Fokus der Stadtforschung auf mehreren ontologischen Ebenen ansprechen. Unter anderem kommen sie auf verschiedenen Maßstabsebenen vor. Im vorliegenden Heft widmet sich **SONIA SCHOON** dem kleinsten Maßstab städtischer Atmosphären, indem sie der Frage nachgeht, inwieweit sich eine ganze Stadt (trotz innerer Mannigfaltigkeit und Collagenhaftigkeit) durch *eine* (charakteristische) Atmosphäre identifizieren lässt. Am Beispiel von Shanghai geht der Beitrag dem Zusammenhang zwischen kulturellem Wandel einer (Stadt-) Gesell-

schaft und mehr spür- als sichtbaren atmosphärischen Virulenzen nach. Der Beitrag legt die These nahe, dass die Atmosphäre „einer“ Stadt immer nur die Atmosphäre einer *besonderen*, d.h. *individuellen* Stadt sein kann.

Einen Maßstabswechsel zu den Mikrologien hin vollziehen die Beiträge von Anton Escher, Rainer Kazig und Claudia Wucherpennig. Sie befassen sich mit städtischen Orten von je spezifischer Vitalqualität.

Im Mittelpunkt des Beitrages von **CLAUDIA WUCHERPFENNIG** steht der Bahnhof als Verkehrsbauwerk. Dass Bahnhöfe Orte mit verdichteten atmosphärischen Raumqualitäten sind, wird seit der Ästhetisierungspolitik der Deutschen Bahn AG deutlich und – wie der Beitrag zeigt – auch am eigenen Leib der Benutzer von Bahnhöfen spürbar. Auch Plätze gehören zum eher selbstverständlichen architektonischen Bestand unserer Städte. Während sie in südeuropäischen Ländern als räumliche Medien der Urbanität fungieren, werden sie hierzulande als „leere“ Räume oft kaum genutzt. Danach entfalten sie in der einen oder anderen Form ihrer Nutzung bzw. beiläufigen Über-*Geh*-ung je ganz eigene Atmosphären.

Der Beitrag von **RAINER KAZIG** widmet sich der Atmosphäre von Plätzen grundsätzlich sowie in Umrissen einer empirischen Studie über das Erleben eines konkreten Bonner Platzes. Im Unterschied zur beiläufigen Wahrnehmung von Bahnhöfen und Plätzen waren Märkte zu allen Zeiten atmosphärische Orte, wenn sich der turbulent changierende Charakter des Bazars als Folge verwestlichender Modernisierung auch schrittweise aufzulösen begonnen hat.

Die historisch sich wandelnde Atmosphäre des Bazars ist das Thema des Beitrages von **ANTON ESCHER**. Verführerische bis abstoßende Gerüche, bergende bis abschreckende Klänge sorgten dafür, dass die Sinne an diesem exotischen Ort in einer Weise angesprochen und zugleich beansprucht werden, dass das Denken nur mit Mühe der Spur der Sinne folgen kann.

Jede Gesellschaft kommuniziert ihr Selbstverständnis über diskursive wie präsentative Symbole nach innen wie nach außen. In den Raumwissenschaften ist es (innerhalb der Sozialwissenschaften) methodologisch nahezu selbstverständlich, diesen Prozess der Selbstvergewisserung zwischen Selbst- und Fremdzuschreibung von Identität über die Rekonstruktion textlicher Medien und Quellen zu leisten. Ikono-graphische Analysen bleiben in der Regel den Kunst- und Medienwissenschaften vorbehalten. In diesem Heft soll der Prozess der (photographischen) Bildproduktion dagegen ebenso explizit thematisiert werden wie die ästhetisch damit zum Ausdruck gebrachte ganzheitliche Deutung der Stadt oder konkreter Orte *in* der Stadt. Der Beitrag von **BORIS VON BRAUCHITSCH** geht diesen Weg im Sinne einer historischen Rekonstruktion.

Am Anfang oder am Ende steht die Frage nach möglichen theoretischen Konzepten, die innerhalb der Sozialwissenschaften oder in Beziehung zu ihnen geeignet



Abb. 2: Weihnachtsbeleuchtung im Vergleich von Großstadt und Dorf (Montage: J. Hasse).

sein könnten, die Frage nach der Ontologie (in der Phänomenologie würde eher vom „Wesen“ die Rede sein) von Atmosphären stark zu machen und in die methodologisch ohnehin vielfältige und interdisziplinäre Stadtforschung einzubringen. Im Sinne einer möglichen Orientierung widmet sich der einleitende Beitrag des Herausgebers **JÜRGEN HASSE** „Atmosphären“ und „Stimmungen“ in ihrer Bedeutung für die Stadtforschung.

*Esslingen am Neckar / Frankfurt am Main
Mai 2008*

Die Stadt als Raum der Atmosphären

Zur Differenzierung von Atmosphären und Stimmungen

Den Begriff der „Atmosphäre“ verwenden wir in zwei Bedeutungsfeldern – zum einen in einem klimatologischen Sinne für „Erdatmosphäre“, zum anderen in einem ätherisch-gefühlsräumlichen Sinne, wenn wir von spürbaren Umgebungsqualitäten sprechen, die Menschen situativ ergreifen können. Die Erdatmosphäre ist ein naturwissenschaftlicher Gegenstand. Im Unterschied dazu werden die Atmosphären des Gefühls von einer Vielfalt paradigmatisch und methodologisch heterogener nicht-naturwissenschaftlicher Disziplinen zum Gegenstand gemacht.¹ Genaugenommen werden sie mit Ausnahme der Philosophie (insbes. Phänomenologie) von zahlreichen wissenschaftlichen Disziplinen aber eher „angesprochen“ als systematisch in eigene wissenschaftliche Erklärungs- und Aussagesysteme integriert. Im Unterschied zu den Gasen der Erdatmosphäre ist der ontologische Status der Atmosphären des Gefühls luzid und vieldeutig, vor allem aber umstritten.

1. Städtische Atmosphären

Städte haben Atmosphären. Sie sind flüchtig wie der Duft einer Rose. Wie dieser nicht Teil der Blüte ist, haftet die Atmosphäre nicht dem physischen Raum der Stadt an. Und doch gibt es ohne die Stofflichkeit der Blüte nicht ihren Duft und ohne die Materialität der Stadt nicht ihre Atmosphäre. Im Bereich der Atmosphären ist eine Immaterialität *wirk*-sam, die in einem äußerst komplexen Verhältnis zu den „Materialien“ der sie konstituierenden Welt steht. Indes besteht eine grundlegende ontologische Differenz zwischen dem atmosphärischen Duft der Rose und der Atmosphäre einer Stadt. Während sich das (atmosphärische) Erscheinen z.B. von Pflanzen wechselhafter Naturekstenen verdankt,² geht die Atmosphäre einer Stadt auf das Wirken von Menschen

1 Atmosphären des Gefühls werden u.a. angesprochen von den Gesellschaftswissenschaften (u.a. Soziologie), den Kunstwissenschaften (u.a. Musik, Malerei), den Erziehungswissenschaften (u.a. Schulpädagogik), der Psychologie (u.a. ökologische Psychologie), der Architektur (u.a. Architekturtheorie), den Geisteswissenschaften (u.a. Philosophie, insbes. Phänomenologie). Das Spektrum ließe sich bis in die Sinologie und Japanologie erweitern.

2 Vgl. G. Böhme, *Atmosphäre*, Frankfurt a.M. 1995, S. 155 ff.

zurück. Deshalb sind die Atmosphären von und in Städten auch so verschieden wie die städtischen Lebensweisen. Die Wege, auf denen die Menschen gemeinschaftlich mit ihren Dingen und „Verhältnissen“ leben, bringen je besondere Atmosphären hervor. Damit wird die Bestimmung städtischer Atmosphären aber nicht leichter, denn die Beziehung zwischen einer gemeinschaftlich geteilten Lebensform und einer Atmosphäre ist so ätherisch wie die Atmosphären selbst.

Städte haben Atmosphären. In ihnen drückt sich städtisches Leben als spürbare, bestenfalls umschreibbare, aber nicht definierbare Form von *Urbanität* aus. Was Georg Simmel vor über 100 Jahren³ als Merkmal großstädtischen Geisteslebens von kleinstädtischen und ländlichen Lebensweisen unterschieden hatte, hat in seinem Kern atmosphärischen Charakter. Wenn Großstädte auch durch eine geradezu endlose Gemengelage unterschiedlicher Lebensformen gekennzeichnet sind und sich insbesondere im Hinblick auf deren Heterogenität und Pluralität vom kleinstädtischen Leben unterscheiden, so folgt daraus für das Phänomen großstädtischer Atmosphären zweierlei: Zum einen gibt es Atmosphären von Städten, die zu ihnen gehören und sie in gewisser Weise auch symbolisieren. Zum anderen konstituieren sich städtische Atmosphären in besonders spürbarer Weise auf einem großmaßstäblichen Niveau räumlich begrenzter Orte.

Auf diesem großmaßstäblichen Niveau ist an die Wohnquartiere, aber auch die Geschäftsstraßen mit ihrem je eigenen Charakter zu denken. So „herrscht“ im Frankfurter Westend eine Atmosphäre, die sich im Bereich der Wohnformen durch repräsentationsorientierte Lebensformen und im Bereich des Gewerbes durch Exklusivität auszeichnet. Wie die Lebensformen eher luxuriert sind, so setzt sich auch die tertiäre bis quartäre Ökonomie des Finanz-, Medien- bzw. arrivierten Dienstleistungsgewerbes vom profanen Handeln mit Dingen ab. Repräsentationsorientierten Lebens- und Arbeitsformen korrespondiert eine distanzierte Atmosphäre, die in habituellen Alltagskulturen distinktiver Selbstvergewisserung ruht. Die „Ähnlichen“ werden inkludiert und die „Anderen“ auf sozial-immersive Weise kaum spürbar exkludiert. So kommuniziert die spezifische Atmosphäre des Viertels nicht zuletzt „klassenbewusste“ Praktiken der Selbstdarstellung und soziokulturellen Selbstverinselung. Zugleich gehört zum gelebten Selbstverständnis im sozialen Milieu des Quartiers aber auch eine Form der Toleranz, wonach die gelebten Grenzen weniger *definiert*, als in distanziert freundlichen Gesten subtil spürbar gemacht werden. Die Atmosphäre *be*-deutet so auch die Existenz eines porösen Grenzkorridors. So wird ein Milieu über Praktiken des Spüren-Machens als quasi-territoriales räumliches Gebilde erlebbar und für jedermann verständlich gemacht. Die Atmosphäre der Toleranz verdankt sich also souveräner Spiele (i.S. subtiler und immersiver Taktiken) *auf*, *an* und *in* den Grenzen „partnerschaftlich“

3 G. Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben (1903), in: K. Lichtblau (Hrsg.), Georg Simmel. Soziologische Ästhetik, Bodenheim 1998, S. 119-133.

verteidigter Reviere. Als deren Folge ist die Atmosphäre des Viertels durch eine symbolisch dicht „gepackte“ Synthese präsentativer Praktiken und bedeutungskomplementärer Gefühlssuggestionen gekennzeichnet. In anderen Vierteln stellen sich strukturell ähnliche Situationen dar; nicht nur in Wohnvierteln, sondern auch in Arealen mit charakteristischer gewerblicher Nutzung oder städtebaulicher Struktur (Rotlichtviertel, Bahnhof, Hafenviertel, Märkte etc.). Konkrete Orte, die für bestimmte Lebensweisen gemacht sind, drücken diese Lebensweisen in funktionalen und habituellen Gestalten schließlich wieder aus. Die dinglich-architektonische „Möblierung“ spielt dabei die Rolle einer materiellen „Fundierung“ habituellen Szenerien und der Strukturierung performativer Ablaufprogramme. Was Karlfried Graf von Dürckheim als „Vitalqualität des gelebten Raumes“⁴ ansprach, verdankt sich einer chaotischen Durchwirkung strukturverschiedener Realitäten, Wirklichkeiten, Daseinsformen und Ereignissen.

Während bei kleinräumlichen und relativ monostrukturellen Orten wie Bahnhöfen, Märkten oder Warenhäusern die atmosphärisch wirksamen Felder (der Dinge, physischen Strukturen, Nutzungsformen, habituellen Praktiken etc.) konkret nachvollziehbar sind, werden „große“ Atmosphären, die man in einer „ganzen“ Stadt (oder einer größeren Region) spürt, auf diese Weise nicht verständlich. Die Dichte und Mannigfaltigkeit der Überlagerung von Atmosphären konstituierender Situationen ist größer und verschwommener als bei kleinräumlichen Atmosphären überschaubarer Orte. Dennoch sind solche Atmosphären unbestreitbar – man denke an die hanseatische wie maritime Atmosphäre der Hansestadt Hamburg oder an die kleinbürgerlich-adrette und beengende Atmosphäre mancher Ruhrgebietsstädte. Auch im Zustandekommen solcher „generalisierender“ Atmosphären ganzer Städte sind spezifische Wirkgrößen des Wirklichen virulent: Klima (Polarkreis vs. Subtropen), landschaftliche Lage (Gebirge vs. Küste), Sozialgeschichte von Stadt und Region (Industriearbeiter- vs. Dienstleistungskultur), sozioökonomische Bevölkerungsstruktur (minimale Grundsicherung vs. luxurierter Wohlstand), Infrastrukturen (U-Bahn, Straßenbahn, Oberleitungsbusse), Architekturgeschichte (barocke Architektur vs. Beton-Wohnungsbau), Wertvorstellungen (kleinbürgerlich enge Wertewelt vs. weltoffene Toleranz), Sprache (Hochsprache vs. regionale Dialekte) und vieles andere mehr.

Die Wahrnehmbarkeit einer städtischen Atmosphäre geht weniger auf benennbar *Einzelnes* zurück, denn auf eine komplex „verbackene“ Situation, deren gleichsam „äußerlich“ erkennbare wie leiblich spürbare Qualitäten in einem binnendiffusen Hof von Bedeutsamkeit liegen. „Große“ Atmosphären wie die ganzer Städte werden oft auf dem Hintergrund eines mächtigen Gefühls erlebt. Diese Macht drückt sich vor allem darin aus, dass sie die mannigfaltigen dinglichen, raumphysiognomischen, habituellen, subkulturellen etc. Heterogenitäten so bildprägend in die Charakteristik einer beson-

4 Vgl. K. von Dürckheim, Untersuchungen zum gelebten Raum (1932), hrsg. von J. Hasse (Natur – Raum – Gesellschaft, Bd. 4) Frankfurt a.M. 2005.

deren atmosphärischen Qualität „aufzusaugen“ vermag, dass die nahezu unendlichen Differenzen nicht zur Auflösung der *einheitlichen* Atmosphäre führen, sondern zu ihrer Anreicherung und Bekräftigung. Dieser Umstand macht noch einmal mit Nachdruck darauf aufmerksam, dass man den ganzheitlichen Charakter einer Atmosphäre „mit einem Schlage“ (Schmitz)⁵ wahrnimmt und nicht (in einem konstruktivistischen Sinne) als Endprodukt einer kognitiven Rekonstruktion zuvor in der Wahrnehmung isolierter Elemente. So sprechen wir zu Recht von der Atmosphäre eines Platzes, eines Marktes – aber eben auch von der Atmosphäre einer Stadt.

2. Zur Ontologie von Atmosphären und Stimmungen⁶

Im Folgenden sollen Atmosphären im Allgemeinen einer theoretischen Annäherung zugänglich gemacht werden.⁷ Nach Schmitz⁸ sind „Gefühle nicht private Zustände seelischer Innenwelten, sondern räumlich ausgedehnte Atmosphären“.⁹ In deren Bann gerät man in leiblichem Spüren. Atmosphären werden weniger kognitiv „verstanden“ als vielmehr leiblich gespürt. Ihr räumlicher Charakter ist „prädimensional“. Das von Atmosphären „ausgefüllte“ Volumen hat keine Flächen und ist im Unterschied zu einem physischen Körper unteilbar. Prädimensionalität setzt keine (mathematische) Drei-Dimensionalität voraus. Am Erleben von Prädimensionalität sind „Mächtigkeit, Energie, Kraftentfaltung und Andringen gegen Widerstand wesentlich beteiligt“.¹⁰ Die Volumina in diesem Sinne haben weder eine optische noch eine taktile Form.

Ein in der Rezeption des Schmitz'schen Atmosphären-Verständnisses immer wieder strittiger Punkt ist die gleichsam zweifache affektive Tönung, die Atmosphären zu eigen ist. Schmitz unterscheidet nämlich „Fühlen als Wahrnehmen des Gefühls als eine Atmosphäre und Fühlen als affektives Betroffensein davon.“¹¹ Dieses Verständnis impliziert eine Differenz zwischen einem objektiven und einem subjektiven Charakter von Atmosphären. Subjektiv ist für Schmitz eine (atmosphärische) Situation, wenn man ihre Essenz nur im eigenen Namen aussagen kann. Subjektivität sieht er damit we-

5 H. Schmitz, *System der Philosophie*, Bd. 3: Der Raum. Teil 1: Der leibliche Raum (1967), Bonn 1988, S. 21.

6 Vgl. auch J. Hasse, *Atmosfera e tonalità emotive. I sentimenti come mezzi di comunicazione*. *Rivista di Estetica* 33,(3/2006), S. 95-115.

7 Vgl. auch *Schwerpunktheft Heft 1/2007 dieser Zeitschrift: J. Hasse (Hrsg.), Stadt im Licht (Die alte Stadt, 34. Jg., Heft 1, S. 1 ff.)*

8 In der Skizzierung eines Atmosphären-Begriffes stütze ich mich im Großen und Ganzen auf Hermann Schmitz, dessen Phänomenologie die wohl größte begriffliche Differenziertheit in der Analyse menschlicher Gefühle erreicht hat und den Vorteil für sich in Anspruch nehmen kann, ontologische Fragen über Gefühle erkenntnistheoretisch systematisch eingebettet zu haben; vgl. H. Schmitz, *System der Philosophie*, 5 Bände in 10 Bänden, Bonn 1964 bis 1980.

9 H. Schmitz, *Gefühle als Atmosphären und das affektive Betroffensein von ihnen*, in: H. Fink-Eitel / G. Lohmann (Hrsg. 1993), *Zur Philosophie der Gefühle*, S. 33-56.

10 H. Schmitz (s. A 8), 1967, S. 388.

11 H. Schmitz (s. A 9), S. 48.

niger im Subjekt begründet, als in der Eigenart von Sachverhalten, Programmen und Problemen (den Elementen einer Situation¹²). Objektiv ist eine Situation somit dann, wenn jeder sie aussagen kann.¹³ Objektivität gibt es bei Atmosphären aber nur in einem eingeschränkten Sinne, denn aufgrund ihres ontologischen Charakters können sie gar keine „Objekte“ sein. Daher spricht Schmitz sie auch als „präobjektiv“ an.¹⁴

„Präobjektive“ Atmosphären sind zum Beispiel „unpersönliche Atmosphären“, in die man „hineingerät wie in das Wetter“.¹⁵ Man ist von einer solchen Atmosphäre so lange affektiv nicht zugleich auch *betroffen*, als man in einer distanzierten Beziehung zu ihr steht, sie also nicht an sich heran lässt. Hierfür gibt es die unterschiedlichsten Gründe (persönliche lebensgeschichtliche Erinnerungen auf einem individuellen Niveau oder fremde Ideologien politischer Programme auf einem kulturellen bzw. gesellschaftlichen Niveau). Präobjektiv bleibt eine Atmosphäre damit so lange, wie sie keinen Einfluss in das eigene Mitsein findet. Dennoch kann man eine auf Distanz gehaltene Atmosphäre (etwa die dissuasiv-suggestive Geste einer innerstädtischen Werbe-Illumination) als gefühlsmäßige Intensität wahrnehmen. Die Atmosphäre bleibt dann äußerlich und springt nicht in das eigene affektiv-leibliche Befinden über. Sie ergreift nicht, sondern steht als Situation, die man *kognitiv* nachvollziehen kann, auf Abstand. Im affektiven Betroffensein von einer Atmosphäre „liegt“ das Gefühl nicht mehr auf einer „präobjektiven“ Seite; es wird vielmehr zum Fundament subjektiver Teilhabe. In unmittelbarer Betroffenheit geht die leibliche Wahrnehmung affektiv nahe.¹⁶ Eine Grenze zwischen Atmosphären und Stimmungen markiert eine Beschreibung von Rilke, in der Malte eine Atmosphäre lachender Menschen (emotional distanziert) wahrnimmt, die Gruppe der Lachenden ihn aber in den affektiven Bannkreis der Stimmung gleichsam „eingemeinden“ will, wozu sich Malte aber emotional nicht in der Lage sieht: „...und die Leute hielten mich auf und lachten, und ich fühlte, dass ich auch lachen sollte, aber ich konnte es nicht.“¹⁷

An diesem Punkt reklamiert sich die Klärung einer nicht nur in der Alltagssprache, sondern auch in sozialwissenschaftlichen Diskursen verwaschenen Differenz zwischen *Atmosphären* und *Stimmungen*. Entgegen einer in beiden Sprachen verbreiteten synonymen Verwendungsweise ist eine Atmosphäre „auf eine bestimmte Person, eine bestimmte Sache, ein bestimmtes Ereignis oder auf eine Anzahl solcher“¹⁸ *gerichtet*

12 Zum Situations-Begriff in der Philosophie vgl. auch M. Großheim, Der Situationsbegriff in der Philosophie, in: D. Schmoll / A. Kuhlmann (Hrsg.), Symptom und Phänomen (Neue Phänomenologie Bd. 3), Freiburg und München 2005, S. 114-149.

13 Ebda., S. 51.

14 H. Schmitz (s. A 8), Bd. 3, S. 103.

15 Ebda., S. 134.

16 Vgl. ebda., S. 138.

17 Vgl. Rainer Maria Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, München 1997, S. 47.

18 J. Volkelt, System der Ästhetik, Werk in drei Bänden. Erster Band: Grundlegung der Ästhetik, München 1905, S. 206.

und hat in dieser Ausrichtung ihr Thema. Im Unterschied dazu ist eine Stimmung thematisch *nicht* gerichtet.¹⁹ Sobald sich das mit einer Atmosphäre verbundene Gefühl so tief im individuellen Betroffensein festfrisst, dass es eine *allgemeine* persönliche Stimmung grundiert, verliert es seinen thematischen Bezugspunkt und „die Stimmung, die im Raume lebt, ist *meine* Stimmung.“²⁰ Hat eine Stimmung das personale Befinden getönt, öffnet sie den so Betroffenen für mögliche „Infizierungen“ durch weitere atmosphärisch gerichtete Gefühle, die in den aktuell situativen Stimmungsgrund passen. Eine Stimmung „öffnet“ aber nicht nur; gegenüber gerichteten Gefühlen, die sich der Grundstimmung nicht fügen, schirmt sie auch ab.

Auch Tellenbach betrachtete die *Atmosphäre* als „eine *unpersönliche* Wirklichkeit“ (Hervorh. Tellenbach), die Stimmung dagegen als „die Einheit von Ich- und Weltgefühl.“²¹ Tellenbach „reinigt“ dann aber sein eigenes Denken in einem szientistischen Sinne, indem er Aussagen über Atmosphären den Anspruch der Wissenschaftlichkeit abspricht, weil wegen „der Nicht-Objektivierbarkeit des Atmosphärischen niemand zur Anerkennung seiner Gegebenheiten gezwungen werden kann.“²² Dies mag für eine Stimmung gelten, die nur in der ersten Person ausgesagt werden kann, nicht aber für „präobjektive“ *Atmosphären*, über die jeder, der sich in ihren Wirkungsraum begibt, verständigungs- und einigungsfähige Aussagen treffen kann. Die Methoden der qualitativen Sozialforschung bieten spätestens seit den 1980er Jahren auch einen Weg zur Analyse von Atmosphären.²³ Dass in der Forschungspraxis solche Studien jedoch weitestgehend ausgeblieben sind, sagt mehr über die Welt- und Menschenbilder der Sozialwissenschaften aus, als über Grenzen der wissenschaftlichen Exploration von Atmosphären.

Atmosphären übertragen den von ihnen ausgehenden Eindruck nachhaltiger in das eigenleibliche Spüren als dreidimensionale Dinge. Das liegt insbesondere daran, dass Atmosphären ganz in ihrer Äußerung aufgehen und ihre ergreifende Macht entfalten, sobald sie vom (zunächst noch) präobjektiven Gefühl über die Zündung von Betroffenheit in das eigenleibliche Spüren überspringen. Dann wird die Atmosphäre als ein „durch Einleibung fesselndes Halbding“²⁴ auf dem Niveau der Stimmung zudringlich. Schmitz hat mit der ontologischen Kategorie der „Halbdinge“ zu einer Differenzierung beigetragen, deren erkenntnistheoretische Nützlichkeit für die Diskussion ge-

19 Vgl. H. Schmitz, Was ist Neue Phänomenologie? (LYNKEUS. Studien zur Neuen Phänomenologie, Bd. 8), Rostock 2003, S. 192.

20 Th. Lipps, Ästhetik. Psychologie des Schönen und der Kunst. Zweiter Teil: Die ästhetische Betrachtung und die bildende Kunst, Leipzig 1920, S. 190.

21 H. Tellenbach, Geschmack und Atmosphäre. Salzburg 1968, S. 9.

22 Ebda., S. 60.

23 Zur Analyse der Atmosphäre einer Straße vgl. auch J. Hasse, Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein, in: J. Hasse (Hrsg.), Subjektivität in der Stadtforschung (Natur – Raum – Gesellschaft, Bd. 3), Frankfurt a.M. 2002, S. 61–113.

24 H. Schmitz (s. A 8), Bd. 3, S.127.

sellschaftlicher und politischer Fragen in den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften erstaunlicherweise noch nicht erkannt worden ist. Halbdinge unterscheiden sich von Dingen u.a. dadurch, „dass sie verschwinden und wiederkommen, ohne dass es Sinn hat, zu fragen, wo sie in der Zwischenzeit gewesen sind.“²⁵ Ein Fahrzeug, das man in ein innerstädtisches Parkhaus fährt, ist nicht auf rätselhafte Weise „verschwunden“, sondern nur an einem anderen Ort. Beim Werbelicht, das plötzlich abgeschaltet wird und die Fassade eines zentralen Bauwerkes im fahlen Grau zurücklässt, sind die Verhältnisse in ontologischer Hinsicht andere, denn das Licht, das plötzlich nicht mehr da ist, befindet sich an keinem anderen Ort. Ohne ihr Erscheinen *sind* die Halbdinge gar nicht.

Der Umstand, dass eine Atmosphäre ganz in ihrem Erscheinen aufgeht, impliziert ihre Unteilbarkeit. Auch Tellenbach spricht Atmosphären als unteilbare Ganzheiten an. „Es gibt in der Behandlung des Atmosphärischen keine Möglichkeit der Reduktion“, „Atmosphärisches ist etwas Anwesendes.“²⁶ Gernot Böhme bezeichnet Atmosphären als „etwas Unbestimmtes, schwer Sagbares“.²⁷ Die sich mit dem Erleben von Atmosphären oft verbindende sprachliche Explikationsnot dürfte auch daraus resultieren, dass Atmosphären nicht lokalisierbar sind wie Dinge, die an einer Stelle im relationalen Raum ihren Platz haben. Böhme, der sich in seinem Atmosphären-Ansatz im Wesentlichen auf Schmitz stützt, „verortet“ die Atmosphäre als „Zwischenphänomen“ weder ganz auf der Seite eines Subjekts, noch ganz auf der eines Objekts.²⁸ Was er „Zwischenraum“ nennt, lässt sich als eine Art Umschlagsraum denken, in dem eine präobjektive Atmosphäre durch situative Zündung von Betroffenheit in eine subjektive Atmosphäre umschlägt, um sodann – je nach persönlicher Situation – als Stimmung ein Individuum ganz zu ergreifen.

Die u.a. bei Böhme angesprochene Schwierigkeit, über Atmosphären (präzise) Aussagen treffen zu können, hat darin einen wichtigen Grund, dass es nicht zu den Sprachroutinen der christlich (insbesondere der protestantisch bis calvinistisch) geprägten westlichen Kultur gehört, über „Sachverhalte“ wie Gefühle *expressis verbis* zu sprechen.²⁹ Gefühle gelten als Innerlichkeiten, deren Preisgabe entweder in sozialen („privaten“) Schutzzonen oder in kulturell ausgegliederten und systemisch betreuten

25 H. Schmitz, *Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie*, Bonn 1994, S. 80; aus Platzgründen kann hier keine detaillierte Auseinandersetzung mit dem Begriff „Halbding“ stattfinden.

26 H. Tellenbach (s. A 21), S. 61. i.d.S. („Spüren von Anwesenheit“), vgl. auch G. Böhme, *Asthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre*, München 2001, S. 45.

27 G. Böhme (s. A 2), S. 21.

28 Vgl. ebda., S. 22 sowie G. Böhme (s. A 26), S. 55.

29 Die Geschichte der Psychoanalyse legt ein differenziertes Zeugnis der gesellschaftlichen Verdrängung der Gefühle aus dem Bewusstsein der Individuen ab. Mario Erdheim arbeitet über gesellschaftliche Prozesse der Unbewusstmachung von Gefühlen, womit deutlich wird, dass die Verdrängung von Gefühlen ins Unbewusste sich keineswegs jenseits gesellschaftlicher (und politischer) Interessenlagen vollzieht; vgl. M. Erdheim, *Der Alltag und das gesellschaftlich Unbewusste*, in: M. Erdheim, *Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur*, Frankfurt a.M. 1994, S. 269-278.



Abb. 1:
Eine romantizistisch-
touristische Stadtatmosphäre
(z.B. Schwerin).

Sonderzonen geschieht (in der psychotherapeutischen Beratung, im ärztlichen Gespräch, in der psychiatrischen Behandlung). Aber nicht nur im öffentlichen Sprechen berührt die Kommunikation über Gefühle ein Tabu.³⁰ Die Mehrheit der Sozial- und Gesellschaftswissenschaftler imprägniert sich aus paradigmatischen Gründen gegen jedes Mitdenken von Gefühlen – die eigenen eingeschlossen.³¹ Das gebräuchliche methodische Arbeitsinstrumentarium fordert solche Praktiken des Überspringens insofern geradezu heraus, als jedes Nach-Denken über Gefühle dadurch erschwert wird, dass keine erkenntnistheoretische Kategorie für Gefühle vom Typ der Atmosphären existiert, wie sie Schmitz mit seiner Ontologie der Halbdinge eingeführt hat.

Die Beharrlichkeit, mit der Gefühle im Mainstream der Sozialwissenschaften ausgeblendet werden, lässt sich nicht zuletzt mit einem Affekt gegen die Preisgabe vertrauter Denksysteme erklären. Die Sprachlosigkeit der scientific community gegenüber

30 Dass im privaten wie öffentlich-rechtlichen Fernsehen regelmäßig Soaps gesendet werden, deren gesamte Programmatik darin aufgeht, Gefühle öffentlich zu machen, spricht dem nicht entgegen, geht es in dieser Art von Veranstaltungen doch gerade nicht um eine in der Sache der Gefühle ernste Auseinandersetzung, sondern eher um kulturindustriell motivierte, tendenziell obszöne und spektakuläre Zurschaustellungen von Gefühlsektasen.

31 Zur wissenschaftspsychologischen und -soziologischen Brisanz solcher Ausklammerungspraxen vgl. insb. C. Meier-Seethaler, *Gefühl und Urteilskraft. Ein Plädoyer für die emotionale Vernunft*. München 1997, S. 303 ff.

Atmosphären ist auch insofern bemerkenswert, als sie auf einen Reflexionsverzicht hinausläuft, der ein zentrales gesellschaftliches Prozessfeld betrifft, dessen Bedeutung auf dem Wege der systemischen Kopplung von Kultur und Ökonomie im globalisierten Kapitalismus rasant zunimmt. Postmodern medialisierte Stadtkulturen finden eines ihrer essentiellen Lebenselixiere gerade im Atmosphärischen – wenn der Konsum auch das Vorherrschen einer scheinbar materialistischen Orientierung suggeriert. Indem die Ästhetik heute „gesellschaftliche und kulturelle Stabilisierungsfunktionen erfüllt, die man früher der Ethik zugeschrieben hätte“, ³² avanciert die *planvolle* und *rational zielgerichtete* Produktion von Atmosphären innerhalb der politischen Ökonomie zu einem Projekt der Anästhesie. Jede Selbstimprägung der Sozial- und Gesellschaftswissenschaften gegen ein Nach-Denken von Gefühlen und Atmosphären läuft daher in der Konsequenz auf ein Programm der *Gegenaufklärung* und eine Distanzierung von der westlichen Leitnorm der Emanzipation des Menschen hinaus.

3. Atmosphären: situativ-persönlich und historisch-gesellschaftlich gelebte Raum-Beziehungen

Unabhängig von der Frage, ob man Atmosphären (mit Schmitz) einen „präobjektiven“ Status zuweist oder sie (mit Böhme) ontologisch in einem Raum *zwischen* Subjekt und Objekt „verortet“: Sie wirken als nicht dingliche Eindrücke (als Halbdinge par excellence) auf das menschliche Tun ein. Atmosphären lassen sich deshalb auch als affektiv spürbare Beziehungen zum eigenen Selbst wie zur Welt der Dinge, Ereignisse und anderen Menschen auffassen. Gefühle befinden sich im Prozess einer ständigen Wandlung. Die persönlichen Stimmungen bilden einen Resonanzboden, auf dem das weltliche Geschehen erlebt wird. Schon der Umstand, dass Atmosphären ästhetische Medien leiblicher Kommunikation sind, entzieht ihnen jeden hermetischen Sinn. Dennoch wirken sie (i.S. phänomenaler *Wirklichkeit*) an der Ordnung der Dinge mit, indem sie der Welt eine Wechselhaftigkeit ihres Erscheinens sichern, die für die „Vitalqualität“ (Dürckheim) erlebter Herumwirklichkeit von grundlegender Bedeutung ist. Orte, von denen eine besondere Anziehung ausgeht (von Plätzen, Bauwerken oder Landschaften z.B.) verdanken sich nur bedingt einer euklidischen Ordnung der Dinge im mathematischen Raum. Von größerer Bedeutung ist die Atmosphäre, die sich als immaterielles ganzheitliches Amalgam gleichsam „zwischen“ oder „über“ der Ordnung der Dinge konstituiert.

Im Folgenden werde ich drei „Entstehungswege“ von Atmosphären skizzieren, um die Wirkungsfelder verständlich zu machen, die im Machen von Atmosphären „bearbeitet“ werden:

- (1.) Zum einen gibt es Atmosphären, die (auch wenn sie gesellschaftlich konstruiert

32 M. Müller / F. Dröge, Die ausgestellte Stadt. Zur Differenz von Ort und Raum, Basel 2005, S. 103.

sind) nichts mit menschlichem *Handeln* zu tun haben.³³ Hier ist insbesondere an jene Atmosphären zu denken, die nach Gernot Böhme durch Ding-„Ekstasen“ begründet werden. Mit dem „*Aus-sich-Heraustreten* des Dinges“ artikuliert sich dessen räumliche Anwesenheit.³⁴ Ein Ding kann über seine olfaktorische Präsenz eine beißende Atmosphäre konstituieren und sein „Dasein damit gleichsam ins Schwingen“ bringen.³⁵ Ähnliches geschieht im Leuchten städtischer Illumination oder im Tönen einer Kirchenglocke. Während für diese Fälle eine menschliche Mitwirkung insofern noch gegeben ist, als sich von Menschen gemachte Dinge in Ekstasen zeigen, markieren die (Natur-) Ekstasen selbst einen ästhetischen Bereich, der in einem weitestgehenden Sinne³⁶ nicht in Grund-Folge-Beziehungen zu menschlichen Aktivitäten steht. Naturekstasen wie die Bewegung einer Trauerweide im Wind oder das als Folge einer schwülen Wetterlage dräuende Gewitter, konstituieren Atmosphären, die aufgrund der Unverfügbarkeit der wirkenden Halbdinge der Natur (Wind, Wetter, elektrische Spannungen etc.) selber unverfügbar sind. Dennoch wird das Verhältnis zu solchen Atmosphären oft kulturell „formatiert“. So bilden kulturspezifische Mentalitäten nicht nur einen Denk-, sondern – mehr noch – einen Gefühlshintergrund für das Erleben bestimmter Atmosphären. Einen am Himmel zuckenden Blitz sind wir erst und nur in einer Atmosphäre des Erhabenen zu erleben in der Lage, wenn wir uns des wirksamen Schutzes durch einen Blitzableiter sicher sein können.³⁷ Niemand, der auf freier Flur schutzlos von einem schweren Gewitter überrascht wird, dürfte dagegen von Naturzwängen so frei sein, dass er sich einem Gefühl des Erhabenen hingeben könnte.

(2.) Atmosphären entstehen als zwischenmenschliche Produkte sozialer Verläufe – gleichsam ohne Dinge. So spricht man von einer aufgeheizten oder angespannten Atmosphäre auf der einen und einer freundlichen oder konstruktiven Atmosphäre auf der anderen Seite. „Die Atmosphäre ist so schlecht wie seit Jahrzehnten nicht mehr“ hieß es in den Zeitungen anlässlich der Spannungen zwischen Washington und Berlin wegen der politischen Differenzen angesichts des von den USA initiierten Irakkrieges.

33 Zur Kritik des handlungstheoretischen Dogmas in den Sozialwissenschaften vgl. auch J. Hasse, Der Mensch ist (k)ein Akteur – Zur Überwindung szientistischer Scheuklappen in der Konstruktion eines idealistischen Menschenbildes, in: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift für Theorie und Wissenschaft der Architektur, Heft 1+2/2005.

34 G. Böhme (s. A 26), S. 131 f.

35 „Die pathische Dimension des Riechens ist wie eine Kommunikation mit dem eigentlichen Dasein der Dinge (oder Wesen), in welcher das Dasein gleichsam ins Schwingen gebracht wird in der Erschütterung der Seinsschichten.“ – Henri Maldiney, zit. n. F.J.J. Buytendijk, Über die gelebte Wirklichkeit des Atmosphärischen. Vorwort zu H. Tellenbach, Geschmack und Atmosphäre, Salzburg 1968, S. 10.

36 Ich spreche hier insofern nur von einer „weitestgehenden“ Distanz zu Grund-Folge-Beziehungen zu menschlichem Tun, weil auch Naturdinge durch die Hand des Menschen in die Welt gesetzt werden (können), so dass auch die mit dem ekstatischen Erscheinen der „Natur“-Dinge dann verbundenen Ekstasen in gewisser Weise am Faden menschlicher Tätigkeiten hängen, wenn auch in anderer Weise als bei Dingen, die i.e.S. gemacht sind wie eine Tasse oder ein Spiegel.

37 Vgl. K. Bartels, Über das Technisch-Erhabene, in: Chr. Pries (Hrsg.), Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn, Weinheim 1989, S. 295-316.



Abb. 2: Atmosphäre als Klischee: Die „typische“ Atmosphäre einer niederländischen Stadt (z.B. Groningen).

Die Atmosphäre auf dem internationalen Flughafen in Bagdad wird lange nach dem offiziellen Ende des Krieges als „unwirklich“ beschrieben. Die Reihe ließe sich durch zahllose Beispiele ergänzen. Wenn soziale Atmosphären auch gleichsam aus sich heraus entstehen, so können sie doch auch durch zielgerichtetes Handeln zur Verfolgung konkreter Ziele evoziert, verstärkt und instrumentalisiert werden. Soziale Atmosphären sind dann Medien diskursiver Praktiken. So kann ein (gesprochener) Diskurs tiefgreifend durch präsentative Formen des Ästhetischen bzw. Affektionen unterströmt werden.³⁸

(3.) Atmosphären werden zum Zwecke leiblicher Kommunikation hergestellt. Die zivilisationsbedingte Sprachlosigkeit gegenüber eigenen Empfindungen ist nun nicht Barriere, sondern Ressource zur Erzielung maximaler Wirkungsgrade. Die Medien des Ästhetischen verdanken sich in der Entfaltung ihrer suggestiven Kräfte, wenn sie im Sinne eines Dispositivs im Foucaultschen Verständnis eingesetzt werden, dieser strukturellen Sprachlosigkeit. Das dispositive Spiel mit den Affekten soll *nicht* an Strukturen des Selbstbewusstseins anschließen, vielmehr die dunklen Korridore des Selbstvergessens beschreiten, um sich in einer abgesunkenen Kartographie von „feeling maps“ festzusetzen. Der Bruch zwischen Prozessen leiblicher Wahrnehmung und gefühlsmäßigen Empfindungen auf der einen Seite und einem daraus resultierenden Tun ist dann für die Konsolidierung und Differenzierung gesellschaftlicher Systeme konstitutiv, wenn die Kopplungen zwischen systemisch induziertem „Sollen“

38 Vgl. B. Waldenfels, Michel Foucault: Ordnung in Diskursen, in: F. Ewald / B. Waldenfels (Hrsg.), *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Frankfurt a.M. 1991, S. 277-297, hier 292.



Abb. 3: Gebrochene Atmosphäre einer Metropole (z.B. Berlin).

und individuell begehrt „Wollen“ verdeckt bleiben sollen. Das ist in großen Bereichen der Kulturindustrie so, deren Rolle von Adorno und Horkheimer in gesellschaftstheoretischer und von Marcuse in triebanalytischer Perspektive analysiert worden ist. Von der rationalistischen Handlungstheorie werden diese systemgenerierenden und -erhaltenden Prozesse folglich auch (weil sie gar nicht gesehen werden) weniger gelehrt als stumm übergangen.

Atmosphären, die im systemtheoretischen Sinne intentional konstruiert sind, folgen *Handlungs*-Zielen. Die Erreichung angestrebter dissuasiver Ziele setzt *Macht*-Wissen über leibliche Kommunikation voraus, welches der Unterwerfung anderer unter die Macht berechneter Kalküle dient. Machtwissen zur sozialen Konstruktion von Atmosphären wird in verschiedenen Sozialtheorien unter verschiedenen Namen angesprochen: Sigmund Freud spricht es als Spiel mit dem Unbewussten an, Jean Baudrillard als eine Strategie der radikalen Verführung (Dissuasion), Mario Erdheim als Medium der Unbewusst-*Machung* und Michel Foucault – über den Weg der Austrocknung der Sprache – als Ereignis im Außen des Diskurses.

4. Die postmoderne Stadt im schönen Schein

Im Zeichen der Globalisierung verschärfen sich die Modalitäten des Wettbewerbs. Die Differenzen zwischen Zentrum und Peripherie werden deutlicher und das Verhältnis von Ort und Raum passt sich diesen Veränderungen strukturell und funktional an. Unter den Bedingungen steigender Unterscheidungsnoté avanciert das Ästhetische zu einem medialen Rückgrat kommunal-politischer, unternehmerischer wie lebensstilspezifischer Repräsentation. Wolfgang Welsch differenziert zwei Ebenen des Ästhetischen. Als eine an Oberflächenwirkungen orientierte Funktion spricht er die „Ausstattung der Wirklichkeit mit ästhetischen Elementen“ an – eine Überzuckerung des Realen mit ästhetischem Flair.³⁹ Beim schönen Schein bleibt es aber nicht: Das Ästhetische dringt in alle Lebensbereiche vor – bis in die symbolische Überschreibung der eigenen Haut, die Inszenierung des Habitus und eine fluide Inszenierung von Lebensstilfragmenten. Die Oberflächenwirkungen verbinden sich hier mit einer Tiefenschicht im Selbst- und Weltverhältnis des Menschen. Oberfläche und Tiefe verhalten sich dabei nicht in einem konjunktiven, sondern in einem disjunktiven Verhältnis zueinander. Sie „treffen aufeinander“ – wie die Sprache und die Dinge im Foucaultschen Denken – in einer isomorphen Dynamik der Durchkreuzung, aber doch als Moment einer Praktik der Macht. Die immersiven Intensitäten des Atmosphärischen, die zwischen der Oberfläche ästhetischen Gefallens und der Tiefe leiblichen Begehrens fragile Fäden spannen, sind weniger planvolle Produkte der Kulturindustrie als Sedimente von Machtgefügen, die sich an den systemischen Schnittstellen zwischen Ökonomie, Politik, Kultur und Technologie in einem endlosen Spiel der Erfindung und Variation konstituieren, auflösen, sich rekonfigurieren, amalgamieren usw. Eine variantenreiche „Ökonomie der Begehrnisse“⁴⁰ hat die bloße Warenästhetik in einer prinzipiell unbegrenzten Steigerungslogik strukturell überwunden. Das Ästhetische wird zu einem Medium der „radikalen Verführung“.⁴¹ An den postfordistisch flexibilisierten Schnittstellen der Systeme fungieren die Atmosphären in ihrer flüchtigen Zudringlichkeit als „mediale Nahrung“ für autopoietische Prozesse des Ästhetischen. Atmosphären sind keine Sprachen im engeren Sinne; sie sind Affekte, die dem Wege der leiblichen Kommunikation Kraftfelder der Macht ins Leben „ausatmen“. Die sich so konstituierenden Situationen sind in ihren Bedeutungen auch nie hermetisch; Bedeutungen wabern vielmehr in ihnen, um fortwährend neue und unwiederholbare Gestalten zu generieren. Das Geschehen wird von zwei energetischen Kurven bestimmt: der pluralisierten Kultur der Postmoderne und der flexibilisierten Ökonomie des Postfordismus.

39 W. Welsch, Das Ästhetische – Eine Schlüsselkategorie unserer Zeit?, in: W. Welsch, Die Aktualität des Ästhetischen, München 1993, S. 13–47, hier S. 14.

40 G. Böhme, Zur Kritik der ästhetischen Ökonomie, in: Zeitschrift für Kritische Theorie, H. 12/2001, S. 69–82.

41 I.S. von J. Baudrillard, Lasst euch nicht verführen!, Berlin 1983.

Der öffentliche Raum der Städte häutet sich. Seine politischen Funktionen treten zunehmend zugunsten sich überlagernder kultureller und ökonomischer Funktionen zurück. Auf den performativen Brettern schließen sich die systemischen Strukturen mit individuellen und kollektiven Lebensstilen kurz. Die kulturindustriell erzeugten Atmosphären leisten an dieser Schnittstelle wichtige Synthesen zwischen System und Lebenswelt. Unabhängig von intentionalen oder „offen“ und gleichsam ohne Strategie nach Effekten strebenden Kalkülen sozialtechnologischer Gefühls-Verwertungen kommt den städtischen Atmosphären für identitive Selbstkonstitution der Menschen in „ihrer“ Stadt eine wichtige Rolle zu. Die wiederentdeckte Lebensqualität des Wohnviertels, die sich z.B. in der Zelebrierung von Straßen- und Quartiersfesten niederschlägt, verdankt sich im Wesentlichen der Entdeckung atmosphärischer Potenzen des unmittelbaren räumlichen Milieus. Im Ein-Wohnen von Umgebungs-Atmosphären schreitet das Wohnen *außerhalb* von Haus und Wohnung in Bereiche des öffentlichen Raumes voran. Darin liegt nicht nur eine Renaissance von „Heimat“, die als gemeinsame Situation ihrerseits eine Atmosphäre ist, sondern auch – zumindest der Möglichkeit nach – eine Steigerung der (Problem-) Sensibilität der Stadtbewohner gegenüber den Transformationen des Gesellschaftlichen im Städtischen.

Shanghai – Mosaik der Vielfalt

Shanghai ist eine der größten Metropolen der Welt. Mit über zwanzig Millionen Einwohnern, einer optimalen Lage in der Mitte des chinesischen Aufschwung-Ostens im Yangzi-Delta, mit dem bald größten Hafen,¹ dem schnellsten Zug, dem höchsten Hotel, der längsten Übersee-Brücke² weltweit, mit dem größten Flughafen Chinas, dem Neubau von elf Satellitenstädten um das Zentrum herum und etlichen derzeit im Bau befindlichen Mammutprojekten wird Shanghais Vorliebe für Superlative deutlich. Als „Kopf des Drachen“ (longtou) hat Shanghai seit Deng Xiaopings so genannter „Reise durch den Süden“ 1992 die Aufgabe, innerhalb Chinas eine Vorreiterrolle in nahezu allen Bereichen der Urbanisierung zu übernehmen.

1. Shanghai: Eckpfeiler dynamischer Entwicklungen

Die Besonderheit dieser Rolle Shanghais liegt auch in ihrer Vergangenheit begründet.³ Schon in den 1920er und 1930er Jahren war Shanghai der Inbegriff des Vitalen, mit starken internationalen Einflüssen durch die Kolonialherrschaft vor allem der Franzosen, Engländer und Amerikaner seit dem Zweiten Opiumkrieg 1842. Bezeichnungen wie „Perle des Orients“ und „Paris des Ostens“, „Grande Dame“, aber auch „Sündenbabel“, „Hure des Orients“, „Moloch“ sind gängige Synonyme für Shanghai, die damals auf ähnlich dynamische, gegensätzliche und beeindruckende Entwicklungen schließen lassen, wie sie heute ebenfalls anzutreffen sind. So findet sich beispielsweise in Aldous Huxleys Tagebuchaufzeichnungen von 1926 folgende Beschreibung:

*„I have seen places that were, no doubt, as busy and as thickly populous as the Chinese city in Shanghai, but none that so overwhelmingly impressed me with its business and populousness. In no city, West or East, have I ever had such an impression of dense, rank richly clotted life. [...] It is life itself. [...] So much life, so carefully canalised, so rapidly and strongly flowing - the spectacle of it inspires something like terror.“*⁴

- 1 Der Shanghaier Hafen ist der weltweit schnellstwachsende Hafen; spätestens 2020 soll dort der größte Tiefsee-Container-Hafen der Welt sein.
- 2 Die neue Hangzhou Bay Bridge zwischen Shanghai und Ningbo ist 36.000 Meter lang. Mitte 2008 soll diese für den Verkehr freigegeben werden.
- 3 Im Chinesischen ist Shanghai eine feminine Stadt, was sich durch das Radikal „nü“ und eine Vielzahl von Attributen ausdrückt. Der Name Shanghai heißt wörtlich übersetzt: „auf das Meer hinaus“.
- 4 A. Huxley, *Jesting Pilate: The Diary of a Journey*, London 1926, S. 241-242.

Andere Darstellungen zeichnen ein ähnliches Bild:

„Die Stadt zerfällt in zwei Teile, in die internationale Niederlassung und in die eigentliche chinesische Stadt, die sogenannte „walled city“, die von der ersteren streng getrennt ist. Hier europäische Kultur, dort, hinter den alten grauen Mauern, Urchina, wie es leibt und lebt. Hier moderne und breite Straßen, beim Eintritt durch das Sing Poh Mun (Neues Nordtor) undefinierbare Gerüche, höchstens einen Meter breite Straßen, ein unentwirrbarer Wirrwarr von engen Gassen und schmalsten Seitenwegen, und nichts als Chinesen, so dicht wie Mückenschwärme. [...] ein nervenzerrütten-des Chaos von Armut und Reichtum, Krankheit und Gesundheit, Hühnern, räudigen Hunden, singenden Vögeln, Sänften, Rikschas [...]“⁵

Während der Ära Mao Zedong von 1949 bis 1976 wurde Shanghai und ihr Ruf als internationale kapitalistische Hochburg gezielt demontiert und zu einer immer noch westlich ausgerichteten, kommunistischen Kommune umgewandelt. Wirtschaftlich unterstützte die kommunistische Regierung Shanghai während der Kulturrevolution aber nachdrücklich, während andernorts die Wirtschaft komplett kollabierte. Nach Maos Tod wurde Shanghai für diese bevorzugte Behandlung – und weil die geächtete Viererbande aus Shanghai kam – gestraft und nicht wie andere Regionen Chinas wirtschaftlich dezentralisiert und liberalisiert. Shanghai als Wirtschaftsmacht sank daraufhin bis 1990 vom ersten auf den zehnten Rang ab.

Seit Deng Xiaoping Shanghai 1992 offiziell rehabilitierte, befindet sich die Metropole auf einer rasanten Aufholjagd, um an den Glanz vergangener Zeiten durch Glamour in der Zukunft anzuknüpfen. Symptome einer an Superlativen orientierten Entwicklung sind insbesondere:

- eine Verzwölfachung der mehr als achtgeschossigen Hochhäuser,⁶
- eine achtfache Verlängerung des gesamten Straßennetzes,⁷
- eine Verdreifachung der Anzahl öffentlicher Busse,⁸
- eine mehr als Vervierfachung des Taxiaufkommens,⁹
- eine Versechsfachung der zugelassenen Privatautos,¹⁰
- ein zeitweiliger Einsatz eines Viertels sämtlicher Baukräne der Welt,¹¹

5 F. Baumann, Shanghai, das „Paris des Ostens“, in: Das große Weltpanorama 1915.

6 Zum Vergleich: 1990 gab es in ganz Shanghai nur 748 Hochhäuser, heute etwa 12.000, davon mehr als 3.000 mit mehr als 20 Stockwerken (vgl. Shanghai Statistical Yearbook 2007).

7 Die Verachtfachung entspricht einer Neubaulänge von 11.500 Kilometern (Shanghai Statistical Yearbook 2007).

8 Das entspricht einem Anstieg der Busanzahl von 5.341 im Jahr 1990 auf 17.284 im Jahr 2006 (Shanghai Statistical Yearbook 2007).

9 Das entspricht einem Anstieg der Taxen von 1990: 11.298 auf 2006: 45.959 (Shanghai Statistical Yearbook 2007).

10 Die Anzahl der zugelassenen Privatautos wird künstlich unter 1,4 Millionen gehalten.

11 P. Knutson, Die Benefits des Schlechten, in: archplus 168 (Chinesischer Hochgeschwindigkeitsurbanismus), 2004, S. 52-55.

- ein durchschnittliches BIP Wachstum von 12% seit 1990,
- groß angelegte Umsiedlungen und Abrisse von teilweise ganzen Straßenzügen und Vierteln,¹²
- das Aufbrechen der Staatsunternehmen¹³ und rasante Privatisierung.

Schnell wird deutlich, dass diese Entwicklungen weitreichende Auswirkungen auf den urbanen Gesamtkomplex Shanghai haben, da die Implikationen vielseitig verwoben sind. Wirtschaft, Städtebau, Politik, gar die chinesische Kultur, und vor allem der Mensch als Mittelpunkt, alle agierend und reagierend, mitgezogen und beschleunigt durch Prozesse der Globalisierung, finden sich in einem urbanen Raum wieder, der immer weniger überschaubar scheint.

2. „Ecdynamik“

Im Zuge der Auseinandersetzung mit eben diesen heutigen Phänomenen und deren Verstrickung wird deutlich, dass es eines Beschreibungsinstrumentariums bedarf, das wirtschaftliche, gesellschaftliche, städtebauliche und historische Entwicklungen und Phänomene in Bezug zum Individuum, das sich in Shanghai aufhält, zu setzen vermag. Daraus ist das Konzept der „Ecdynamik“ entstanden.¹⁴ Zusammengesetzt aus den Komponenten „ékdyssis“¹⁵ (für Häutungsprozesse) und „Dynamik“ vermittelt das Konzept eine analysierende Zusammenschau diffus verwobener Muster und Phänomene in megaurbanen Räumen. Der Begriff der „Ecdynamik“ soll so als methodisches Instrumentarium fungieren, scheinbar omnipräsente Widersprüchlichkeiten und „Unfassbarkeiten“ zu einem Mosaik der Vielfalt zusammenzufügen. Häutungsprozesse beschreiben – wie bei Schlangen – den Wandel, nur im gegebenen Fall nicht den eines natürlichen, sondern eines gesellschaftlichen „Organismus“: die Transformation der urbanen Strukturen Shanghais. Die gewachsenen Strukturen sind zu eng und bieten nicht genügend Raum für die gewandelten und angestrebten Verhältnisse. Shanghai, im Wachstum begriffen, vergrößert sich und weitet sich unweiger-

12 Insgesamt waren innerhalb der letzten zehn Jahre ca. 2,8 Millionen Shanghaier gezwungen, aus dem Zentrum wegzuziehen; insgesamt wurde eine Wohnfläche von mehr als 40 Millionen Quadratmetern in den neun Innenstadtbezirken abgerissen.

13 Damit einher ging der Wegfall der so genannten „eisernen Reisschale“, der lebenslangen Versorgung über die Danwei, der Arbeits- und Lebenseinheit. Dieser Wegfall stellt die Regierung und die Menschen heute vor große Probleme, was Fragen der Alters- und Gesundheitsversorgung angeht.

14 Vgl. umfassend S. Schoon, Shanghai XXL. Alltag und Identitätsfindung im Spannungsfeld extremer Urbanisierung, Bielefeld 2007.

15 Der Begriff „ékdyssis“ kommt aus dem Griechischen und bedeutet „Hinauskriechen“. In der Biologie beschreibt „Ekdysis“ oder „Ecdysis“ periodische Häutungsprozesse bei Schlangen. Diese Häutungsprozesse finden regelmäßig statt, solange sich die Tiere im Wachstum befinden. Die alte Haut wird abgestreift und darunter kommt eine neue, dehnungsfähigere zum Vorschein, die sich der veränderten, weiter wachsenden Form des Tieres anpasst.

lich aus. Dazu wird das Überkommene verdrängt, um Neuem Platz zu machen. Dennoch verliert sich das „Gesicht“ der Stadt nicht. Shanghai ist schon seit der Kolonialzeit ein städtebaulicher Hybrid: die Unterteilung in Internationale Niederlassung, Französische Konzession und so genannte „Chinesenstadt“ spiegelt sich bis heute in architektonischen und planerischen Unterschieden wider. Neu hinzugekommen sind gläserne und stählerne „Skelettfortsätze“ in Form riesiger Wolkenkratzer und anderer Prestigebauten von renommierten Architekten aus aller Welt, allerdings immer auch mit Stilelementen chinesischer Charakteristik.

Dank enormen wirtschaftlichen Potentials, politischer Strukturen, die diese extremen Formen des Wandels fördern und globaler Entwicklungen, die ebenfalls als Katalysator wirken, kann beim ecdynamischen Raum plakativ von einer Synthese von Parteidiktatur, Kapitalismus und Globalisierung mit einem Zusatz von „Konfuzianismus“ und „Kommunismus“ gesprochen werden, die zum Extrakt „Sozialismus chinesischer Prägung“¹⁶ verdichtet wird.

Der implementierte Ansatz des ecdynamischen Raumes versucht nicht, für alle in ihm auftretenden Abläufe und Phänomene eine umfassende und allgemeingültige Erklärungsformel bereit zu stellen, denn gerade von der Hybridität seiner Gesamtheit, von den Widersprüchen und Ungereimtheiten wird der ecdynamische Raum geradezu dynamisiert. Die extreme „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ drückt sich unter anderem in der Architektonik, spezifisch urbanen Prozessen, aber auch im Bewusstsein der Menschen aus. Die Stadt Shanghai ist durch eine nicht greifbare Komplexität charakterisiert.

Der ecdynamische Raum wächst aus sich selbst heraus. Prozesse der Häutung lassen den Eindruck entstehen, aus den Abrissruinen erwachsen tatsächlich neue Gebäude. Die Rasanzenz, mit der in Shanghai Neubauten aus dem Boden sprießen, ist enorm. Altes, aus westlicher Sicht als schützenswert empfundenes Kulturgut wird nicht restauriert oder saniert, sondern abgerissen und im gleichen Stil neu errichtet. Das dynamische Weltbild chinesischer Kultur betrachtet Vergänglichkeit von jeher als unausweichliches Charakteristikum aller weltlichen Dimensionen. Deshalb zeichnet sich in China der Umgang mit Tradition durch Pragmatismus und Adaptationsfähigkeit aus. Ursprüngliches wird neu aufbereitet und kann somit leicht an die sich wandelnden Umstände angepasst werden. Gewachsene Strukturen sind damit kein Hindernis für neue Strukturen und Pläne. Flexibilität im Zuge von Entscheidungsprozessen und anschließende konsequente Durchsetzung vielversprechender Projekte, die zugunsten situativ gesetzter Interessen und Personen prioritär behandelt werden können, sind charakteristisch für Ecdynamik. Man kann auch von einem Raum sprechen, der – in

16 Die Formel „Sozialismus chinesischer Prägung“ (zhongguo tese shehuizhuyi) wurde auf dem 13. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas 1987 erstmals formuliert und seitdem immer wieder gerne von chinesischen Politikern herangezogen, denn es wird bisher konsequent vermieden zu definieren, was genau mit der Erweiterung „chinesischer Prägung“ gemeint ist.

politischer, wirtschaftlicher und städtebaulicher Hinsicht – nicht langfristig und stringent geplant wird, sondern wo teilweise als Folge von ad-hoc-Entscheidungen und der Durchsetzung ökonomischer oder prestigeorientierter Interessen „Mutationen“ originaler Planungen in Kauf genommen werden.¹⁷

Die sozialen Implikationen, die die beschriebenen extrem dynamisierten Prozesse mit sich bringen, sind enorm.¹⁸ Sechzehn Jahre befindet sich Shanghai nun im forcierten Aufbruch. Ereignisse wie die Weltausstellung 2010 in Shanghai (Motto „bessere Stadt – besseres Leben“) sind Motoren einer Wandlung, die zugleich Wirkungsmacht bedeuten. Dass sich die Stadt verbessert, darüber ist sich die Mehrzahl der Shanghaier Bewohner einig. Ob sich aber für alle auch ein besseres Leben daraus ergibt, ist fraglich. Gewiss sind drei Millionen Zwangsumgesiedelte, die sich heute an der Peripherie wiederfinden, weil sie sich die exorbitant gestiegenen Immobilienpreise und Mieten im Stadtzentrum nicht leisten können, nicht zu den Gewinnern dieser Entwicklungen zu zählen. Es bestehen starke Gentrifizierungstendenzen; Reiche und eine wachsende gut situierte Mittelschicht siedeln sich entsprechend in den Neubauten im Innenstadtbereich an. Die ärmere Bevölkerung wird nach und nach verdrängt. Noch heute ist im Zentrum Shanghais ein immenses Wohlstandsgefälle zu verzeichnen, teilweise nur wenige Straßenzüge voneinander getrennt. Es gibt zahlreiche Familien, die für die Ernährung einer Person pro Woche so viel einkalkulieren, wie nebenan im „Xintiandi“, einem rekonstruierten Luxus-„lilong“-Viertel, in dem sich die neue Shanghaier Jeunesse verlost, für einen Cappuccino verlangt wird. Die Differenzen in den Wohnkomplexen sind ebenfalls ausgeprägt: Von Luxusvillen hin zu mit Wellblech ausgebesserten Hütten ohne sanitäre Einrichtungen bedarf es manchmal nur der Umrundung einer Straßenecke. Der Abriss der nicht repräsentativen Gebäude ist eine Frage der Zeit, nicht der Planung. Auf dem Modell Shanghais, das sich im Stadtplanungsmuseum am Volksplatz befindet, sind heute schon viele Straßen und Häuser nicht mehr zu entdecken.

Im dichtest besiedelten Gebiet Shanghais – im Huangpu-Distrikt – leben ca. 50.000 Menschen auf einem Quadratkilometer. In dieser Zahl sind nur die tatsächlich registrierten Bewohner inbegriffen; von einer noch höheren Dichte kann ausgegangen werden, da sich die Zahl der Wanderarbeiter in Shanghai auf ca. vier Millionen beläuft.

Aus den vorangegangenen Beschreibungen lassen sich einige Merkmale Shanghais herauschälen:

- Der ecdynamische Raum ist ein Raum, in dem der Wandel in seiner Permanenz eine Determinante urbanen Lebens ist.
- Das Bild eines mächtigen und reichen China wird als Metapher „Shanghai“ medial aufbereitet und um die Welt geschickt, so dass sich das Super-Stereotyp der Megametropole der Zukunft verfestigt.

¹⁷ Vgl. S. Schoon (s. A 14), S. 50-51.

¹⁸ Vgl. hierzu ausführlich S. Schoon (s. A 14), S. 36-46 und 62-67.

- Das Postulat des Modernen negiert bzw. schwächt den Überlebenswillen des Traditionellen.
- Die Rasanzen der Entwicklungen auf allen Ebenen zieht ein Konglomerat an Veränderungen nach sich, dessen Komplexität in dieser Schnelligkeit nicht erfasst werden kann.
- Dies alles findet in einem extrem verdichteten urbanen Raum statt.

3. Atmosphären als Spiegel einer ecdynamischen urbanen Welt?

Die skizzierten Wandlungen im urbanen, gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Raum der Stadt Shanghai werfen die Frage auf, wie sich in einer derart komplexen Welt Atmosphären äußern. Nach Hermann Schmitz sind „Gefühle räumlich, wenn auch ortlos, ergossene Atmosphären“.¹⁹ In einer ethnologischen mikroperpektivischen Studie wie der, die diesem Artikel zugrunde liegt, werden unterschiedlichste Wahrnehmungen unterschiedlichster Personen zu einem fragmentarischen Mosaik der Vielfalt zusammengeführt. Diese Wahrnehmungen sind mannigfaltig, sind immer Wahrnehmungen des Raumes, von Atmosphären, der Anderen, ebenso aber auch ein Spiegel der Selbstwahrnehmung. Werden Gefühle nun im Sinne von Schmitz ganzheitlich gedacht, müsste es möglich sein, über deren Interpretation zu einer Annäherung an Shanghaier Atmosphären zu gelangen.

Da Gefühle auch (wenngleich nicht allein) durch Sprache geäußert werden, sollen im Folgenden auf dem Hintergrund der Schilderung einiger grundlegender Rahmenbedingungen im Wandel der Stadt Shanghai dort lebende Individuen „in einem Feld mannigfaltiger Diskurse“²⁰ zu Wort kommen. Die zitierten Aussagen vermögen Umrisse von Atmosphären und Stimmungen zu zeichnen, die dem (massen-) touristischen Besucher Shanghais im Allgemeinen vorenthalten bleiben.

Die in Shanghai lebenden Menschen lassen sich grob unterteilen in Shanghaier und Zugezogene, wobei bei Zugezogenen noch differenziert werden muss, ob diese schon in der zweiten Generation in Shanghai leben oder erst neu dazu gekommen sind. Shanghai ist seit altersher eine Migrantenstadt, die aufgrund ihrer privilegierten Situierung als Magnet wirkt. Aus allen Teilen Chinas kommen täglich neue Menschen auf der Suche nach Arbeit in die Metropole. Die Wirkungen, die die genannten Superlative auf Menschen haben, die teilweise aus ländlichen Regionen und damit völlig konträren Lebenskontexten kommen, haben mitunter den Charakter eines Quantensprungs. Exemplarisch sollen einige „Zugezogene“ (polyphon) zu Wort kommen und ihre Eindrücke schildern:

19 H. Schmitz, Der Gefühlsraum unter anderen Raumstrukturen, in: *Geographische Zeitschrift*, 87. Jg., Heft 2/1999, S. 110.

20 J. Clifford, Über ethnographische Autorität, in: E. Berg / M. Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt a.M. 1999, S. 109-157, hier S. 142.



Abb. 1a:
Shen Jieying, „More Bamboo Poles in Lanes“ (li.),
Zhang Yingyu, „More Roads Remolding“ (re),
aus: D. Liu / Q. Huang,
Shanghai baiduo. A Mosaic of Mores in New Shanghai,
Shanghai 2001.

LS: „An meinem ersten Tag in Shanghai fand ich die Stadt extrem groß, grenzenlos, kein Ende in Sicht. Wenn ich den Kopf gehoben habe, sah ich den blauen Himmel und die Wolkenkratzer. Auf jeden Fall waren mir die Himmelsrichtungen völlig unklar, als ich an meinem ersten Tag in Shanghai aus dem Zug stieg. Aber die Gebäude hier sind definitiv schön, besser als in normalen Städten. Schließlich ist es eine internationale Metropole, auch die chinesische Großstadt mit den meisten Einwohnern. Shanghai ist in jeder Hinsicht fortschrittlicher als andere Städte.“

YY: „Ich fand diesen Ort wunderschön, ich habe geseufzt angesichts der Bauten, die sind wirklich außergewöhnlich. Auf den Straßen so viele Menschen, wenn du zwischendrin herumläufst, ist alles so laut und lebendig, sehr lustig. Und du fragst dich, ob du an diesem Ort Fuß fassen kannst. Wenn du an diesem Ort aussteigst, kann es dir hier später sehr gut gehen.“

PY: „Wenn ein Junge vom Land nach Shanghai kommt, gerade am Anfang ist er es überhaupt nicht gewöhnt, nach und nach wird er immer mehr fasziniert von der Metropole, in der er lebt. Das Gefühl sagt einem letztendlich, dass das Stadtleben ziemlich gut ist, deswegen fühle ich wohl den inneren Drang, der mich dazu bringt, immer weiter bergauf zu laufen.“

WS: „Shanghai ist sehr schön, es gibt hier viele Möglichkeiten, aber es gibt hier auch viele Fallen.“

LQ: „Ich finde, Shanghai ist nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe. Ich hatte eine perfekte Vorstellung davon. Ich habe immer gedacht, dass hier alles gut werden würde, aber so gut ist es nicht.“

JJ: „Mein Gefühl scheint, ich finde halt, dass die Regierung immer an die einfachen Leute denkt. Die so genannten Stadtbewohner-Interessen stellen sie an höchste Stelle. Zumindest ist die Propaganda nach außen hin in diesem Sinne. Das lässt mich gegenüber dieser Stadt Zuversicht empfinden, deshalb bin ich auch bereit, in dieser Stadt zu wohnen. [...] Meiner Meinung nach ist diese Stadt ständig im Wandel, die Regierung strengt sich immer an, etwas zu machen, lässt die Stadt immer noch besser/schöner werden oder will sich den Stadtbewohnern mehr verbinden, verbessert das Leben der Stadtbewohner.“

Abb. 1b:
Fang Hua, „More Craze
at Stock Market“ (li.),
Zheng Yi, „More DINK
Families“ (re.), aus:
D. Liu / W. Huang
(s. Abb. 1a).



JY: „Sie kommt mit modernen Dingen in Kontakt. Wenn du nicht nach Shanghai kommst, dann wirst du es bis an dein Lebensende bedauern. Es gibt so viele Aspekte. Sie verdient es, dass wir jungen Leute, dass die neue Generation kommt und in ihr aufgeht. Egal, ob es um gesellschaftliche Aspekte oder die Arbeit geht. Es gibt so viel, was man aufnehmen kann. Deswegen finde ich Shanghai ziemlich gut.“

A: „Shanghai kann nur ein Sprungbrett, eine Chance sein. Sie gibt mir eine Chance, aber ich bin noch nicht in ihr aufgegangen. Meiner Ansicht nach sind die meisten Menschen nicht mit dieser Stadt verschmolzen, da sie keine Möglichkeit haben, jemals vollkommen in ihr aufzugehen.“

XX: „Ich fand, Shanghai war wunderbar. Im Fernsehen wurde eine Stadt der Ausschweifungen gezeigt und wunderschöne Gebäude. Das wollte ich mir selbst ansehen. Also bin ich mitsamt meinen Idealen und Träumen nach Shanghai gekommen. Als ich ankam, dachte ich, Shanghai sei ein endloses Meer von Menschen. Es waren so viele Menschen, die in die U-Bahn und in die Busse wollten. Und alle sahen schöner aus als ich. Alle haben besser geredet als ich. [...] Ich mochte diesen Ort der Herausforderung sehr. Als ich aus dem Zug stieg, fragte ich mich, wo in dieser endlosen Masse von Menschen mein Platz ist.“²¹

Symbolische Verknüpfungen Shanghais mit dem Meer (vgl. das letzte Zitat) finden sich in der chinesischen Literatur zuhauf. Schon der Name Shanghai („auf das Meer hinaus“) lässt viele Wortspiele zu diesem Konnotationsfeld zu. So heißt es beispielsweise: „Shanghai ist ein Meer.“ Wenn du in dieses Meer springst, wie willst du darin schwimmen? Wirst du ertrinken oder erfolgreich ans Ufer schwimmen?“²² „Auf das Meer hinaus fahren“ (xiahai) heißt auch: „von einem Amateur zum Profi werden“, auf Shanghai bezogen also, sich im Meer Shanghai zurecht zu finden lernen.

Den eigenen Platz zu finden bzw. „erfolgreich ans Ufer zu schwimmen“, ist besonders für Zugezogene ohne hohe Schulbildung schwierig, denn der Konkurrenzdruck inner-

21 Auszüge aus S. Schoon (s. A 14), S.127-130.

22 Übersetzt aus L. Zhang, Qianwan bie lai Shanghai. *About Shanghai*, Shanghai 2003, S. 17.

halb Shanghais ist hoch. Auf eine Lebensgeschichte soll hier ein Schlaglicht fallen:

XX: *„Ich habe Leute sagen hören, dass Shanghai sehr gut sein soll. Ich hatte damals in Shanghai nicht einen einzigen Freund oder Verwandten. Ich hatte nur eine Tasche. Meine Mutter hatte mir eine große Tasche voll Tee-Eier gekocht, ungefähr dreißig Tee-Eier. So bin ich gegangen. Meine Mutter hat mich [zum Bahnhof] begleitet und den ganzen Weg über geweint. Sie wollte mich nicht gehen lassen. Sie sagte, so jemand wie ich, ohne Bildung und ohne Rückhalt, was soll der schon machen. Sie hatte Angst, dass mich da draußen alles einschüchtert. Aber ich wollte raus und mich herausfordern. [...] Jeden Tag war ich von morgens bis abends unterwegs. Das habe ich drei Jahre lang gemacht. In Shanghai hatte ich immer noch keine Freunde, keine Verwandte. [...] Ich habe sehr gelitten. Wenn die Geschäfte gut liefen, ging es. Wenn die Geschäfte nicht gut gingen, hatte ich eine harte Zeit, dann habe ich an meine Mama zu Hause gedacht. Wenn man so einem starken Druck ausgesetzt ist, fühlt man sich psychisch/ im Herzen unwohl. Es war bitter, niemanden zu haben, mit dem man sprechen konnte, oder dass ich nicht einfach völlig natürlich meine Freunde anrufen konnte. Mein erstes halbes Jahr in Shanghai habe ich geweint. Es war grundsätzlich hart und der Druck sehr stark.“*

In China gilt das Prinzip der „guanxi“ (Beziehungen). Dabei handelt es sich um ein Konzept, das gesellschaftliches Miteinander organisiert.²³ Personen, die ohne „guanxi“ nach Shanghai kommen, haben einen sehr schweren Stand:

XX: *„Ich habe also gesagt, wenn ich schon mal hier bin, dann riskiere ich auch etwas, egal ob das Leben oder Tod bedeutet. Erst einmal etwas riskieren und dann weiter sehen.“*

Mit „guanxi“ jedoch vereinfachen sich Prozesse und weiterführende Interaktionen, und wer in der Lage ist, sich in Shanghai ein „guanxi“-Netz aufzubauen, dessen Chancen steigen, sich erfolgreich einen Platz oder eine Nische innerhalb der Metropole der vielfältigen Möglichkeiten zu suchen:

XX: *„Erst nachdem ich da raus gekommen bin [keinen Handel mehr getrieben habe], habe ich Freunde mit unterschiedlichem Status gefunden. An ihrer Seite habe ich eine Menge gelernt, ich habe die schlechten Seiten an mir abgelegt und von ihren Stärken gelernt, um mich selbst zu perfektionieren.“²⁴*

Die schwer beschreibbare Komplexität Shanghais mündet in eine blumige Metaphorik, die typisch ist für die chinesische Kultur. So wird der ecdynamische Raum auch als „Topf mit Suppe, der brodelt/überkocht“²⁵ umschrieben. In dieser Suppe sind tausend Zutaten, und jeder kann darin fischen und etwas finden, was ihm schmeckt. Gerade auf

23 Dieses Konzept ist im Westen mit dem so genannten „Vitamin B“ vergleichbar. Über ein Beziehungsnetzwerk erleichtern sich in China viele Prozesse.

24 Auszüge aus S. Schoon (s. A 14), S.155-158.

25 L. Zhang (s. A 22), S. 19.

die dynamische Beziehung zwischen der Stadt Shanghai und ihren zugezogenen Bewohnern „passt“ diese Metapher in besonderer Weise. Was in den USA als „Teilerwäschertraum“ metaphorisiert und idealisiert wird, spiegelt für die Situation des heutigen Shanghai eine beinahe reale Perspektive wider: Der reichste Mann Shanghais soll noch nicht einmal über den Grundschulabschluss verfügen.²⁶

Das Verhältnis zwischen Shanghai und seinen Einheimischen stellt sich von einer anderen Seite dar, aber – teilweise – nicht minder metaphorisch:

VC: „Shanghai hat unheimlich viele Farben. Es ist nicht so wie im Shanghai der 30er Jahre, sie hat unglaublichen Charme. Wie das Rot von Tee, wenn er lange zieht. In den 60ern gab es nur schwarz-weiß. Aber das heutige Shanghai ist farbenprächtig, sehr poppig, es hat sich in ein Orange gewandelt, sehr leuchtend. Das kann jeder sehen. Ich finde, der Shanghaier Geschmack war früher wie Teegeschmack: bitter. Langsam wird er süß. Das heutige Shanghai ist wie ein Cocktail, denn viele verschiedene Länder sind nach Shanghai gekommen, deshalb gibt es unterschiedliche Geschmäcker, Gefühle. [...] Von der Straße, auf der ich nach Hause fahre, habe ich früher nichts gedacht, aber jetzt ist sie zum Schönen verändert worden. Die alten Häuser sind durch neue ersetzt. In einem Jahr ändert sie ihr Aussehen einmal, in drei Jahren ist sie total verändert. Plötzlich siehst du nicht mehr die Dauer eines Jahres, du siehst einfach nur, dass sie sich verändert hat. Die Entwicklung ist zu schnell. Ich mag das Gefühl und bin es auch gewohnt. Ich denke, die heutigen Shanghaier nehmen neue Dinge sehr schnell auf/an, vielleicht sogar schneller als Menschen aus entwickelten Ländern. Für mich ist plötzliche Veränderung etwas ganz Natürliches. Für mich ist im Gegenteil eine Verlangsamung des Rhythmus ungewohnt. Junge Leute mögen dieses Gefühl der Schnelligkeit. Sie [Shanghai] verändert sich unaufhörlich.“

Q: „Ich finde, Shanghai ist innerhalb Chinas eine recht offene Stadt, egal, ob es um Kultur oder Wirtschaft geht, in jeder Hinsicht ist sie offen. Das gibt dieser Stadt Energie/Vitalität. Was ich am meisten fürchte, ist eine Stadt, die vollkommen homogen ist, wenn alles, was du siehst, gleich ist. Wenn du keine Vielfalt siehst. Wenn alles ein-



Abb. 2a: Gu Jin, „More Modern High Rises at Pudong“ (o.), Lu Huiming, „More Hypocrisy Among People“ (u.), aus: D. Liu / W. Huang (s. Abb. 1a).

26 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 09.09.2003 (Nr. 209), S. 45.



Abb. 2b: Shen Xiaoying, "More Rush of the Subway Crowd" (o.), Xu Zhe, "More Packing Crowds on the Bus at Rush Hours", Yuan Lin, "More Football Fans in Blue" (u.), aus: D. Liu / W. Huang (s. Abb. 1a).

farbig ist, dann ist diese Stadt kein gutes Umfeld. Wenn sie verschiedene Farben hat, dann hat sie Vitalität. Jeden Tag ist irgendetwas anders. Ich finde, das ist etwas Besonderes an Shanghai."

LJ: „Shanghai ist eine sehr effektive Stadt, sie lernt besonders gern. Sie nimmt unterschiedlichste Dinge auf und transformiert sie so, dass sie ihr passen. [...] die positiven Mechanismen lassen diese Stadt vielfältig/bunt werden. Aber durch die negativen Mechanismen fühlen sich die Menschen verloren. Obwohl jemand alles hat, hat er im Grunde doch nichts."

Q: „In Shanghai siehst du nichts Chinesisches. Ich finde, das ist eine echte Schwäche. Shanghai ist eine so große, entwickelte Stadt, und zudem strömen so viele Dinge in sie hinein, aber ein sehr großes Problem könnte sein, dass du keine eigenen Dinge hast. [...] Shanghai hat das nicht. Das, was du siehst, ist die Substanz. Hier gibt es viel Kultur, aber sie haben alles zusammen gewürfelt. Shanghai ist eine Stadt ohne Kultur. Shanghai hat keine Wurzeln. Du kannst sie sehr schnell verändern und du kannst sie zum Guten verändern. Du kannst sehen, wie sich unterschiedliche Dinge in Gutes verwandeln. Genauso ist es mit der Stadt. Wenn du keinen Platz findest, der zu dir passt, kannst du dir von hier was holen, von dort was holen, und auch von dort was holen. Ich weiß nicht, ob die gesamte Shanghaier Stadtplanung so ist. Ihr fehlt die Soziologie und andere Studien. Bis auf tolle Bauwerke und wirtschaftliches Wachstum hat die Stadt nichts Gutes für ihre Menschen. Ich finde, das ist auch ein sehr großes Problem."

MY: „Shanghai ist eine Stadt, die das Alte und Neue miteinander verbindet. [...] ich finde, je mehr sich die Stadt verändert, desto mehr zu ihrem Vorteil. [...] Es ist sicher so, dass sich die Stadtregierung sehr viele Gedanken um die einfachen Leute macht."

DD: „Es ist nur ein Wandel der Erscheinung, tatsächlich hat sich der Spirit nicht geändert, es ist nur ein oberflächliches Phänomen. Von ihrem Wesen hat sie sich nicht verändert, nur die Hülle hat sich verändert. The core Shanghai is ... ihr Rang/ihre Stellung, ihre vielseitigen Qualitäten und ihre Nationalität, das umfasst ihr Herz."

LY: „Shanghai ist besonders gut darin, fremde Dinge aufzunehmen. [...] Veränderungen: Wenn du in permanenter Veränderung lebst, dann wird das zum Alltäglichen, denn es war schon immer so...“

ZJ: „Du gehst abends schlafen und wenn du am nächsten Morgen aufstehst, hat sich etwas verändert, warst du irgendwo zwei bis drei Wochen nicht mehr, dann hat sich dort schon wieder alles verändert.“²⁷

Wandel und Adaptationsfähigkeit sind zentrale Aspekte, die ansässige Shanghaier mit ihrer Stadt verbinden. Extreme Vertikalität, verschärfte Differenzen alltäglicher Lebenswelten, Anpassen an dominante Lebensrhythmen, permanente Verschiebung der Blickachsen. In wenigen Fällen werden diese Konstituenten des ecodynamischen Raumes als negativ empfunden. Wandlungsvermögen, die Konstanz der Veränderungen ist Normalität geworden, Verlangsamung wäre ungewohnt. Allein die Rasanz begründet in mehrfacher Hinsicht subjektive Probleme.

Auffällig ist immer wieder die Personifizierung Shanghais oder die persönliche Beziehung, die zu der Metropole hergestellt wird. So liest man bei Zhang Luya nichts von einem von Baustellen durchsetzten urbanen Raum, der sich in einem transitorischen Prozess befindet, sondern die Feststellung: „Shanghai ist wie ein Mädchen, das zu Hause gerade ihr Make-up auflegt, aber noch nicht fertig geschminkt ist. Sie kann sich so noch nicht sehen lassen.“²⁸ Wang Qian beschreibt Shanghais Bedeutung für die Menschen folgendermaßen: „Für [Männer] ist [Shanghai] der Traum von Reichtum und erfolgreichen Geschäften. In den Augen der Frauen ist Shanghai ein schwebendes Aroma, eine intensiv duftende Meeresblume.“²⁹

Die zitierten Beschreibungen weisen auf eine affektive Verbindung zwischen Shanghai und ihren Bewohnern hin. Shanghai wird nicht als rein funktionalistischer Lebensraum, sondern als atmosphärisch stark aufgeladener ecodynamischer Raum beschrieben, dessen Vitalität, Dynamik und Vielfalt subjektiv ergreift und mit dem Stolz erfüllt, Teil des Ganzen zu sein. Deshalb münden viele persönliche Beschreibungen auch in eine so anmutende Form. Dennoch entgehen dem Blick auf Shanghai keineswegs die Schattenseiten der Stadt. Der Facettenreichtum wird kaleidoskopisch betrachtet, und irgendwann gelangen auch die nachteiligen Aspekte des chaotisch-mannigfaltigen Gebildes „Shanghai“ in das Blickfeld des Betrachters. Smog, Lärm, Schmutz, Gestank, Konkurrenzdruck, extreme soziale Disparitäten, Rücksichtslosigkeit seien als exemplarische Negativbeispiele des Urbanisierungs- und Globalisierungsprozesses genannt. Auch sie haben starken Einfluss auf atmosphärische Wahrnehmungen und Stimmungen.

27 Auszüge aus S. Schoon (s. A 14), S. 123-127.

28 Übersetzt aus L. Zhang (s. A 22), S. 27.

29 Übersetzt aus Q. Wang, *Bie na Shanghairen shuo shi* (Lass [Dir] nichts von Shanghaiern erklären), Shanghai 2003, S. 261.

Eine überdimensionierte atmosphärische Ergriffenheit, die insbesondere die junge Generation erfasst, und derer sie sich kaum entziehen kann, hat zwei Pole.³⁰ Der eine ist das Elternhaus, das in den meisten Fällen stellvertretend steht für tradierte Werte und Normen. Der entgegengesetzte Pol ist der ecdynamische Raum Shanghai, der für marktorientierte Logik, Moderne, Konkurrenzkampf u.a. steht. Die jungen Shanghaier, die noch bei ihren Eltern leben, sehen sich gezwungen, sich in einer triadischen Konstellation zu bewegen, wenn sie ihre eigenen Interessen berücksichtigen wollen. Sie sind beiden beeinflussenden Kräften ausgesetzt. Von beiden Seiten erhalten sie Impulse, zwischen denen sie vermitteln müssen. Die Brisanz dieses Manövrierens resultiert aus dem Dilemma, dass einerseits die Eltern ihre Kinder dazu erzogen haben, ihre „alten“ Werte und Normen anzunehmen. Andererseits gehörte es als Folge der Ein-Kind-Politik Chinas aber auch zu einem zeitgemäßen Erziehungsprogramm, alles für ein erfolgreiches Bestehen außerhalb der Familie zu tun. Nun konfliktieren die Ansprüche eines erfolgreichen Bestehens im ecdynamischen Raum mit denen der elterlichen Erziehung zu traditionellen Werten. Damit steht das Bedürfnis nach individueller Mündigkeit und Entschlossenheit zu erfolgsorientiertem Handeln in einem subjektiv schwierigen Spannungsverhältnis zu dem Wunsch nach gleichzeitiger Einhaltung kindlicher Pietät gegenüber den Eltern (Respektierung tradierter Werte und Einstellungen). Da externen Determinanten jedoch eine wachsende Bedeutung zukommt, können viele junge Shanghaier weder im chaotisch-mannigfaltigen Außen Shanghais, noch in den heimischen vier Wänden einen Hort der Ruhe und Zuflucht finden. Im Außen wie im Innen liegt Konfliktpotential. Die (leiblich) dominierenden Regungen sind solche der Engung, denn oftmals scheint es für viele junge Leute in diesen Situationen keinen Ausweg zu geben.³¹

Shanghai hat zwei Seiten. Eine liegt im Schatten, die andere erstrahlt in vollem Glanz. Beide Seiten changieren, da sich der Kosmos der Megapolis fortwährend (und ecdynamisch) verändert und sich das Ganze in immer neuen Formen, Facetten und Fragmenten spiegelt – positive und negative Seiten sind komplex und diffus miteinander verwoben. Wie die Metropole selbst, sind auch sie in einem dauerhaften Wandel begriffen. Ein konsistentes Bild wird sich von Shanghai niemals zeichnen lassen. Die Atmosphären der Stadt sind folglich stets Ausdruck von Momentaufnahmen, in denen sich Fragmente städtischen Erlebens überlagern:

„Es sind [...] Augenblicke: es sind die Böller am chinesischen Neujahr und die Mondkuchen im Herbst, es sind Oleanderbäume am Straßenrand in voller weißer und rosa Blüte, es sind die Kampferbäume am Bund, die ersten zartgrünen Ginkgoblättchen an

30 In 50 Interviews mit in Shanghai lebenden jungen Personen zwischen zwanzig und dreißig Jahren ist die Betroffenheit von dem Dilemma, zwischen diesen zwei Polen agieren zu müssen, deutlich spürbar gewesen.

31 Vgl. S. Schoon (s. A 14), S. 222-227, z.B. Daisy Dings Exkurs 3.3.a.



Abb. 3: Smog über Shanghai-City.

den Bäumen entlang der Siping Lu im Frühjahr, es sind die Melonen- und Ananas-spieße im Sommer und das Drachensteigenlassen auf dem People's Square oder auch die Seifenblasen, die dort im Sommer gelegentlich durch die Luft schweben.

[...] Kann man sich eine Stadt ‚zähmen‘? Gerade eine Stadt wie Shanghai, wo völlig durcheinander und entschieden ‚ungezähmt‘ wildeste Architekturmodelle aus dem Boden sprießen wie die Pilze? Wo über Nacht ganze Viertel verschwinden? Aber wer sagt schon, was schön ist? Jeder für sich hat eine andere Idee, und ich war hier schon vom JinMao Tower in der Abendsonne genauso verzaubert wie von den leicht verfallenen Shikumen-Häusern in einer warmen Sommernacht. Vielleicht wird andersherum ein Schuh draus: nicht ich habe Shanghai ‚gezähmt‘, sondern die Stadt ist mir vertraut geworden und auf einmal war ich ‚gezähmt‘.

Ich kenne einige Gegenfragen ‚was ist mit dem Smog, der Umweltverschmutzung, den Bettlern, dem chaotischen Verkehr, dem Lärm?‘ Ich bin nicht blind dafür, all das existiert, und mir ist auch bewusst, dass alle diese Facetten meiner Stadt genauso zu ihr gehören wie die positiven. Jeder entwickelt seine eigenen Antworten auf diese Dinge - man engagiert sich bei sinnvollen Wohltätigkeitsprojekten, man fährt öfter im Urlaub in die Natur als in Städte, man richtet sich die eigene Wohnung als ‚Nest‘ ein, wo das Chaos keinen Zutritt hat. Für manch einen sind diese Facetten übermächtig, er hält es nicht aus - das ist verständlich [...].“³²

32 K. Kaehler, Weiche Knie und Kribbeln im Bauch, in: Kolumne auf www.schanghai.com vom 05.08.2005.

Der Bahnhof – Ort spürbarer Phasenwechsel¹

Städtische Großbahnhöfe sind Kristallisationspunkte gesellschaftlichen Lebens. Hier artikulieren sich politische, ökonomische und soziale wie auch weltanschauliche und ästhetische Bewegungen, Kräfte und Widersprüche einer Zeit. Bereits wenige Jahre nach der Errichtung der ersten Verkehrsstationen in den 1830er Jahren entwickelten sich diese zu ökonomisch wie politisch bedeutsamen Verkehrsknotenpunkten und zum „Motor der Stadtentwicklung“. Zur Zeit der Hochindustrialisierung bildeten sich um sie herum bürgerliche und proletarische Quartiere, in denen sich die sozialen Widersprüche des noch jungen Industriekapitalismus offenbarten. Das Leben und Tun innerhalb des Bahnhofs war geprägt durch strenge Verhaltensregeln, Disziplin und eine Separierung der „Klassen“ und zugleich durch Anonymität, soziale Vielfalt und ein gewisses Durcheinander, das sich einer vollständigen Kontrolle entzog. Vor allem in den großen Eingangs- und den Bahnsteighallen wurde ein neuer, urbaner Rhythmus spürbar. Neben dem An- und Abschwelen des Reisendenstroms gehörte bald eine Reihe von Lebensäußerungen zum Bahnhofsbild, welche von staatlicher und bürgerlicher Repräsentation über Protest- und Streikaktionen des Proletariats bis hin zu Diebstahl, Prostitution und Suizid reichten.²

In Kriegszeiten waren Bahnhöfe Orte von großer militärstrategischer Relevanz und somit bevorzugte Ziele bei Luftangriffen. In den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs zählten sie zu den gefährlichsten Orten. Davon unberührt wurde von hier aus ein wichtiger Teil der Versorgung der städtischen Bevölkerung mittels legalen und illegalisierten Warentauschs organisiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg behielt der Bahnhof seinen Charakter als „Treffpunkt der Vielen“ bei, entwickelte sich jedoch „zu einem der ungeschminktesten Schauplätze des alltäglichen gesellschaftlichen Lebens“.³ Der Aufstieg von Automobil und Flugzeug zu den neuen Ikonen des modernen Zeitgeists

1 Ich danke Herrn Hartmut Fischer vom Amt für Stadtplanung und Denkmalpflege der Stadt Mainz für wertvolle Informationen zur Geschichte des Mainzer Hauptbahnhofs sowie Ana Isabel Buffet Galvez und Katharina Fleischmann für das Korrekturlesen und Rücksprachen in entspannter Atmosphäre.

2 Vgl. C. Wucherpennig, Bahnhof – (stadt)gesellschaftlicher Mikrokosmos im Wandel. Eine „neue kulturgeographische“ Analyse, Oldenburg 2006, S. 73 ff.

3 U. Schwarz, „Motion and Emotion“. Bahnhöfe als Traumhäuser der Moderne, in: *Bund Deutscher Architekten / Deutsche Bahn AG / Förderverein Deutsches Architektur Zentrum* (Hrsg.), *Renaissance der Bahnhöfe*. Die Stadt im 21. Jahrhundert, Braunschweig/Wiesbaden 1996, S. 287.



Abb. 1: Mainz Hauptbahnhof, Frontansicht (Foto: C. Wucherpennig).

wie auch eine am Individualverkehr orientierte Verkehrspolitik der 1960er und 70er Jahre prägten der Eisenbahn und den Bahnhöfen das Bild eines fossilen Dinosauriers auf.

Die 1990er Jahre bildeten schließlich einen markanten Wendepunkt in der Bahnhofsentwicklung, welcher primär auf die Gründung der Deutschen Bahn AG zurückzuführen ist. Das aus der Deutschen Bundesbahn und der Deutschen Reichsbahn hervorgegangene Verkehrsunternehmen strebte an, die Funktionalität und Aufenthaltsqualität sowie das Image der Bahnhöfe spürbar zu verbessern. Nahezu flächendeckend wurden und werden vor allem Großbahnhöfe, aber auch kleinere Stationen saniert, modernisiert und mit erweiterten Dienstleistungs- und Konsumangeboten sowie Kontroll- und Überwachungstechnologien ausgestattet. Unter der Prämisse, die Verkehrsstationen zu „multifunktionalen Zentren urbanen Lebens“⁴ auszubauen, werden vielerorts auch die Bahnhofsplätze und -umfelder in die Umstrukturierung einbezogen.

Derartige Entwicklungen sollen im Folgenden am Beispiel des Mainzer Hauptbahnhofs ausschnitthaft nachgezeichnet werden. Zunächst wird die Entwicklungsgeschichte des Bahnhofs dargestellt, welche als prototypisch für Großbahnhöfe in (West)Deutschland angesehen werden kann. Den Schwerpunkt bildet die Bahnhofsarchitektur und deren Ikonologie im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext. Auf diese se-

4 DB AG, *Geschäftsbereich Personenbahnhöfe* (Hrsg.), Die Marke Bahnhof, Frankfurt a.M. 1996, S. 5.

miotische Sichtweise folgt ein Perspektivwechsel, in dem die Atmosphären des kürzlich umstrukturierten Mainzer Hauptbahnhofs und damit der ge- und erlebte Raum ins Blickfeld rücken. Hier geht es vornehmlich darum, das Verhältnis zwischen dem Wahrnehmen und Erleben der Atmosphären ausgewählter Bahnhofsbereiche einerseits und deren Wirkfaktoren andererseits herauszuarbeiten. Dabei soll aufgezeigt werden, wie der Atmosphärenbegriff für eine sozialwissenschaftliche Stadtforschung nutzbar gemacht werden kann.

1. Mainz Hauptbahnhof – verkehrliche und bauliche Entwicklung

Der Mainzer Hauptbahnhof, der derzeit täglich von etwa 400 Zügen angesteuert und von mehr als 50.000 Reisenden sowie Besucherinnen und Besuchern aufgesucht wird, wurde zwischen 1880 und 1884 als zweiter Mainzer Centralbahnhof errichtet. Am Rande der Altstadt gelegen, ersetzte er den 1853 eröffneten ersten Centralbahnhof am Rheinufer, dessen Verkehrsanlagen dem rasant steigenden Eisenbahnaufkommen nicht mehr gewachsen waren.⁵

Bestand der erste Centralbahnhof aus drei Gleisen und einem bescheidenen Bahnhofsgebäude aus Holz, wurde in der Anlage des zweiten Centralbahnhofs die steigende verkehrliche und gesellschaftliche Bedeutung von Eisenbahn und Bahnhof offenbar: In einer für Großbahnhöfe des späten 19. Jahrhunderts typischen Zweiteilung wurde, der Stadt zugewandt, ein repräsentatives Empfangsgebäude errichtet, hinter dem sich eine 300 Meter lange und 43 Meter breite Perronhalle aus Stahl, Glas und Wellblech – zur Zeit ihrer Erbauung die längste Gleishalle Europas – befand. In den verwendeten Materialien wie auch in der „Aura“ der Perronhalle, welche durch Lärm, Rauch und schnelle Bewegungen geprägt war, manifestierten sich die industriellen und bautechnischen Errungenschaften der damaligen Zeit.⁶

Das Empfangsgebäude trat in einem mondänen Gewand auf (vgl. Abb. 1; das Foto zeigt den Mainzer Hauptbahnhof in seinem heutigen Zustand; die äußere Erscheinungsform des Empfangsgebäudes, rechts im Bild, entspricht weitgehend der ursprünglichen Gestalt). Die im Stil der Neorenaissance gestaltete Fassade mit ihrer strengen Symmetrie und einer bis ins letzte Detail durchdachten Ornamentik (Arkaden in der Tradition der Triumpharchitektur, Säulen, antike Göttergestalten, allegorische Figuren, auf Dampf u. Elektrizität verweisende Engelsgestalten, Siegeskränze etc.) diente vornehmlich dem Repräsentationsbestreben von Bürgertum, politischen Obrigkeiten und der hessischen Ludwigsbahn als Eigentümerin der Bahnanlagen. Auch der halbrunde Bahnhofsvorplatz, an dem sich bald mehrere Hotels ansiedelten, war repräsentativ gestaltet. In der

5 W. Bickel, *Der Siegeszug der Eisenbahn. Zur Bildsprache der Eisenbahn-Architektur im 19. Jahrhundert*, Worms 1996, S. 41 ff.; *ders.*, *Der Mainzer Hauptbahnhof*, in: PZ Information H. 5/1997, S. 29.

6 W. Bickel (s. A 5), S. 26; DB, *Pressedienst der BD Frankfurt a.M.* (Hrsg.), *100 Jahre Hauptbahnhof Mainz*, Frankfurt a.M. 1984, S. 18.



Abb. 2: Mainz Hauptbahnhof, Gleisüberbauung (Foto: C. Wucherpennig).

Mitte befand sich ein mit Rasen, Bäumen und Blumen bepflanzt Rondell, um das herum die Schienen der Pferdebahn verliefen und Droschken, Eisenbahn- und Hotelomnibusse warteten. Das Ensemble von Empfangsgebäude und Bahnhofsvorplatz bildete einen „Schauplatz des bürgerlichen Lebens und hatte die Aufgabe, diesem den stillvollen Rahmen zu geben“.⁷

Verwies die Fassade des Empfangsgebäudes auf den Fortschritt, „der in der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs unmittelbar vor Augen stand und hier von jedermann im wörtlichen Sinne erfahren werden konnte“, ⁸ verhüllte sie zugleich den Blick auf die realen gesellschaftlichen Verhältnisse im Innern des Bahnhofs. Neben einer hohen Eingangshalle, Gepäckräumen und zentralen Dienst- und Verwaltungszimmern befanden sich hier Räumlichkeiten für „hohe Herrschaften“ mit Speisezimmer, Herrschaftssalon, Lichthof u.ä., welche über einen eigenen Zugang verfügten, sowie die Aufenthalts- und Warteräume der 1. bis 4. Klasse. Diese unterschieden sich nicht nur in der Ausstattung, sondern auch in ihrer relativen Größe: Die Reisenden der 1. und 2. Klasse, die keine 2% des Gesamtreisendenaufkommens ausmachten, hatten doppelt so viel Platz zur Verfügung wie jene der 3. Klasse (ca. 15% der Reisenden) und gut viermal so viel wie diejeni-

⁷ W. Bickel (s. A 5), S. 31.

⁸ Ebda., S. 27.

gen der 4. Klasse, die mit über 80% die große Mehrheit der Reisenden bildeten.⁹ Analog zu den Abteilen der Züge manifestierte sich in der (An)Ordnung der Räumlichkeiten somit die bürgerliche Ordnung einer nach Klassen strukturierten Gesellschaft. Den „Klassen“ wurde im Bahnhof *der* Platz und *so viel* Platz zuteil, wie ihnen gesellschaftlich zugestanden wurde.

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurde das Erscheinungsbild des Mainzer Hauptbahnhofs durch mehrere Umbauten und Modernisierungen maßgeblich verändert. Die historistische Bild- und Formsprache wurde von der funktionalistischen Programmatik der Moderne überprägt. So wurde 1935 die Empfangshalle mit einer abgehängten Decke versehen, Turmkuppeln über dem Haupteingang wurden abgerissen und durch eine schlichte Dachform ersetzt. 1939 wurde die Gleishalle abgerissen und durch eine niedrigere und kürzere Kastenkonstruktion ersetzt. In der Eingangshalle wurden vier Flachreliefs im naturalistischen Stil installiert, auf denen in verherrlichender Form die Entwicklung der Verkehrsmittel dargestellt war, wodurch zugleich die Ideologie des Nationalsozialismus zum Ausdruck kam. Nachdem der Bahnhof während des Zweiten Weltkriegs stark beschädigt und in der Nachkriegszeit instandgesetzt wurde, erfolgten in den 1950er Jahren weitere Modernisierungsarbeiten. Dem Empfangsgebäude wurde ein Vorbau in Glas-Metall-Konstruktion mit Flachdach vorgesetzt, welcher eine Ladenzeile und ein Restaurant beherbergte. Der Blick auf die Arkadenbögen und den Formschatz der Fassade war damit unterbrochen. Im Bahnhofsinnern übernahmen Gaststätten und kleine Läden die Funktion der Wartesäle. 1964 wurde schließlich der Bahnhofsvorplatz neu gestaltet. Dem Leitbild der „autogerechten Stadt“ entsprechend, wurde in der Platzmitte ein neues Rondell angelegt, welches als Haltestelle für Busse und Straßenbahnen diente und dem motorisierten Individualverkehr eine direkte Zufahrt zum Bahnhof gewährte.¹⁰

Zwischen August 1998 und September 2003 erfolgte in Kooperation zwischen der Bahn AG und der Stadt Mainz und unter finanzieller Beteiligung des Bundes sowie des Landes Rheinland-Pfalz eine vorerst letzte umfassende Umstrukturierung des Mainzer Hauptbahnhofs. Hiermit wurde auch eine bereits in den 1970er und 1980er Jahren auf kommunalpolitischer Ebene breit diskutierte städtebauliche Neuordnung des Bahnhofsbereichs umgesetzt. Der rund 60 Millionen Euro teure Umbau, der bei laufendem Betrieb vorgenommen wurde, war Teil des „Bahnhofspakets“ der Deutschen Bahn AG, eines leasingfinanzierten Umbau- und Modernisierungsprogramms, in dessen Rahmen Projektentwickler damit beauftragt wurden, 21 Bahnhöfe unter-

9 Die Prozentangaben beziehen sich auf das Jahr 1928, in dem die 4. Klasse in Deutschland aufgelöst wurde: 4. Klasse: 83,5%, 3. Klasse: 15,3%, 2. Klasse: 1,15%, 1. Klasse: 0,05%; vgl. E. Kolb, Die Reichsbahn vom Dawes-Plan bis zum Ende der Weimarer Republik, in: L. Gall / M. Pohl (Hrsg.), Die Eisenbahn in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1999, S. 146.

10 W. Bickel (s. A 5), S. 29 ff.; DB (s. A 6), S. 14 f. u. 47.

schiedlicher Größe „zu kommerziellen Rentabilitätsträgern mit kultureller Identität“¹¹ auszubauen.

Die 1939 erbaute Gleishalle wurde abgerissen und durch Bahnsteigdächer und eine Überbauung der Gleisanlagen ersetzt (vgl. Abb. 1, links im Bild). Das Empfangsgebäude wurde entkernt und komplett modernisiert; in der Eingangshalle und den Seitenflügeln sind heute Ladengeschäfte und Imbisse untergebracht (u.a. Backwaren, Blumen, Zeitschriften, Schnellrestaurants u. Cafés, Friseur, Apotheke, Reise-Supermarkt). Weitere Geschäfte und die zentralen Serviceeinrichtungen der Bahn im neuen *corporate design* („ReiseZentrum“, „ServicePoint“, Fahrkartenautomaten, Anzeigetafeln etc.) befinden sich in der 80 x 50 Meter großen Gleisüberbauung, welche mit einigen Sitzgelegenheiten zugleich den zentralen, nicht kommerzialisierten Warte- und Aufenthaltsbereich des Bahnhofs bildet (vgl. Abb. 2). Vom Haupteingang aus werden die Passanten nun per Treppe, Rolltreppe und Aufzug in die Gleisüberbauung geleitet, von der aus die Bahnsteige erreicht werden können. Die früheren unterirdischen Zugänge zu den Gleisen sind somit obsolet geworden, zudem konnte durch die Errichtung des geschlossenen Hochstegs die Vermarktungsfläche maßgeblich erweitert werden (insg. von 2.000 auf 6.000 m²). Im westlichen („hinteren“) Teil der Gleisüberbauung führt ein zusätzlicher Ein-/Ausgang zum rückwärtig gelegenen Stadtbereich. Im Rahmen einer städtebaulichen Neuordnung wurden hier zudem eine Zufahrt für PKWs geschaffen und Parkplätze angelegt.

Auch die „Vorderseite“ des Bahnhofs wurde neu gestaltet: Durch den Abriss des in der Nachkriegszeit errichteten Vorbaus und die Sanierung der Fassade erhielt das Empfangsgebäude annähernd sein ursprüngliches äußeres Aussehen zurück. Der halbrunde, von einigen Platanen und Fahnenmasten gesäumte Bahnhofsvorplatz wurde neu gepflastert und verkehrsberuhigt. Um ihn herum befinden sich Haltestellen für Busse, Straßenbahnen und Taxen, für den Individualverkehr ist er nunmehr gesperrt.

Ein weiterer Baustein der Umstrukturierung ist das so genannte „3-S-Programm“ der Bahn AG, das den Kunden „bestmöglichen Service, höchste Sicherheit und größte Sauberkeit“¹² im Bahnhof und Bahnhofsumfeld verspricht. Bestandteile dieses Programms sind u.a. Einrichtungen wie der „ServicePoint“ oder gesondert ausgewiesene „Raucherzonen“ in einem sonst „rauchfreien Bahnhof“, eine permanente Sichtbarkeit von Service- und Sicherheitspersonal, welches Auskünfte erteilt und für die Reinhaltung des Bahnhofs bzw. die Einhaltung der Hausordnung sorgt, sowie eine enge Kooperation mit Bundes- und Landespolizei. Bereits 1995 wurde hier zudem die erste „3-S-Zentrale“ Deutschlands eingerichtet. Von dieser Videoüberwachungsstation aus werden nahezu alle Bereiche des Mainzer Hauptbahnhofs und weitere kleine Bahnhöfe überwacht und die Servicedienste, Reinigungs- und Kontrollgänge koordiniert.

11 DB AG (s. A 4), S. 5.

12 Ebda., S. 7.

2. Bahnhofsatmosphären

Mit der Umstrukturierung wurden dem Bahnhof nicht zuletzt neue Atmosphären „eingehaucht“. Dem werde ich im Weiteren nachgehen, indem ich die Atmosphären ausgewählter Bereiche des Mainzer Hauptbahnhofs beschreibe und sie mit ihren Wirkungszusammenhängen in Verbindung bringe. Dabei gehe ich im Anschluss an Gernot Böhme¹³ davon aus, dass eine Atmosphäre ein gemeinsames „Produkt“ von Wahrnehmenden und Wahrgenommenem ist. Atmosphären sind weder objektive Gegebenheiten, die allein „von den Dingen“ ausgehen, noch sind sie rein subjektive, individuelle Angelegenheiten. Aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive ist meines Erachtens entscheidend, dass das (bewusste wie unbewusste) Erleben und Bewerten von Atmosphären stets in spezifische soziokulturelle Kontexte eingebunden ist. Darüber hinaus können Atmosphären (zumindest in einem bestimmten Rahmen) gezielt hergestellt werden, um Menschen in Stimmungen zu versetzen und bestimmte Wirkungen zu erzielen.¹⁴

Die folgenden Ausführungen erfolgen auf Grundlage von Atmosphärenbeschreibungen, die von 49 Geographie-Studierenden der Universität Frankfurt a.M. angefertigt worden sind. Im Rahmen dreier Exkursionen zum Mainzer Hauptbahnhof im Januar, April und Juli 2004 haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Aufgabe bekommen, allein oder zu zweit die Atmosphären selbst gewählter Orte des Bahnhofs zu beschreiben. Die Studierenden sollten darlegen, wie die jeweiligen Bereiche auf sie wirken, welche Stimmungen oder Empfindungen bei ihnen geweckt werden und worauf dies ihrer Meinung nach zurückzuführen ist. Auf Grundlage ihrer Beobachtungen verfassten die Studierenden Berichte, die sich auf einzelne Bereiche (Bahnsteige, Läden, Reisezentrum etc.) sowie auf den Bahnhof in Gänze beziehen. Die Auswertung und Interpretation der Atmosphärenbeschreibungen erfolgte mit Rückgriff auf zentrale phänomenologische und diskurstheoretische Begrifflichkeiten nach dem Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse.¹⁵ In einem ersten Schritt habe ich die vorliegenden Berichte nach Bahnhofsbereichen untergliedert und neu zusammengeführt. Für jeden Bereich wurden die Sequenzen paraphrasiert und nach Atmosphären mit synästhetischen und gesellschaftlichen Charakteren unterschieden.¹⁶ Daran anschlie-

13 G. Böhme, *Atmosphäre*, Frankfurt a.M. 1995; *ders.*, *Die Atmosphäre einer Stadt*, in: G. Breuer (Hrsg.), *Neue Stadträume. Zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit*, Frankfurt a.M. 1998, S. 149-162.

14 Ebda., S. 31 ff.; vgl. auch M. Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a.M. 2001, S. 207.

15 Vgl. P. Mayring, *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, 7. Aufl., Weinheim 2000.

16 Atmosphären mit synästhetischen Charakteren sind Böhme zufolge solche, die in der Veränderung des leiblichen Befindens gespürt werden. So kann eine Atmosphäre bspw. als erheiternd, bedrückend, entspannend oder erschlagend empfunden werden. Atmosphären mit gesellschaftlichen Charakteren bezeichnen solche, mittels derer die Symbolik eines Raumes erspürt und gedeutet werden kann (z.B. protzig, schlicht, intellektuell, spießig); vgl. G. Böhme (s. A 13), S. 155.

ßend wurden die Aussagen weiter nach Bewertungen (affirmativ vs. kritisch-distanziert) bzw. Weite- und Engegefühl differenziert.¹⁷

Aus der Fülle an Atmosphärenbeschreibungen habe ich für den vorliegenden Beitrag drei Bereiche ausgewählt: Die Bahnsteige und der Bahnhofsvorplatz mit Blick auf das Empfangsgebäude sind die beiden wichtigsten Zugänge zum Bahnhof; die Gleisüberbauung bildet den zentralen Service- und Aufenthaltsbereich. Somit ist davon auszugehen, dass diese Bereiche den Aufenthalt am Bahnhof und den Gesamteindruck von diesem maßgeblich prägen.

2.1 Durchzugsräume – die Bahnsteige

Die Bahnsteige des Mainzer Hauptbahnhofs sind mit den für Großbahnhöfe typischen Einrichtungen und Möblierungen ausgestattet: Neben Fahrplänen, metallenen Schalensitzen an Plexiglasscheiben, Gepäckwagen und Süßwarenautomaten befinden sich hier Müllbehälter, Wegeleit- und Hinweisschilder, Rauchzonen und Notrufsäulen im Corporate Design der Bahn AG. Gestalterisch lassen sich die Bahnsteige in drei Zonen untergliedern: Im zentralen Teil sind die Bahnsteige und Gleise von der Gleisüberbauung überspannt, welche von massigen Betonträgern getragen wird. Die äußeren Bereiche nördlich und südlich der Gleisüberbauung sind durch die Flügeldächer der Bahnsteigüberdachungen geprägt. Treppen, Rolltreppen und Fahrstühle, die in die Gleisüberbauung führen, sind im zentralen Bereich positioniert.

In den 23 Atmosphärenbeschreibungen der Bahnsteige überwiegen Engegefühle. Zumeist werden sie als ungemütlich und unangenehm beschrieben. Weitere Kennzeichnungen sind zugig, ungeschützt, kalt, kühl und schmutzig, gedrängt, eng, hektisch, laut, belastend, steril und erdrückend, anstrengend, trist, grau, kahl, monoton, langweilig und eklig. Zurückgeführt werden diese Eindrücke in erster Linie auf die Dominanz der Gleisüberbauung, die Wind- und Wetterverhältnisse sowie Platzmangel:

- „Der Eindruck der Überdachung [...] war erdrückend, beengend, grau, trist und etwas langweilig. Sie wirkte groß, flach und abgegrenzt. [...] Auf dem Gleis 4 herrschte auch Platzmangel und es fehlten Sitzgelegenheiten.“
- „Gleis 1: Dort gefiel es mir gar aber nicht gut. Da es ein Durchgangsbahnhof ist, zog es unglaublich stark. Außerdem ist alles in einem hässlichen Betongrau gehalten und sieht deswegen so kühl und schmutzig aus; und hinsetzen konnte man sich auch nicht.“

Einige der Studierenden stellen Vergleiche mit anderen Bahnhöfen an. So beschreibt eine Studentin die Situation als „nicht so windgeschützt“, wie sie es vom Frankfurter

17 Mit diesem Vorgehen habe ich mich an einer Studie orientiert, die Jürgen Hasse in ähnlicher Weise in der Rüdesheimer Drosselgasse durchgeführt hat, vgl. J. Hasse, Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein, in: ders. (Hrsg.), Subjektivität in der Stadtforschung, Frankfurt a.M. 2002, S. 61-113.

Hauptbahnhof kennt. Auf der Suche nach der Bahnhofshalle zeigt sie sich angesichts der Gleisüberbauung „sehr verwirrt, da dieser Bahnhof irgendwie anders aussah als alle anderen, die ich bis jetzt gesehen hatte“. Auch eine andere Studentin beschreibt die Situation als trist, laut und kalt, relativiert ihre Aussage aber, indem sie hinzufügt, „dass dies unvermeidbare Geräusche und Temperaturen an einem Bahnhof sind, die einfach dazu gehören“.

Hinweise auf Platzmangel finden sich in vielen Beschreibungen, wobei zumeist andere Personen ins Spiel kommen:

- *„Das Gefühl, dass dieser Ort nicht für einen längeren Aufenthalt bestimmt sein kann, wird verstärkt durch hektisch an einem vorbeiziehende Menschen. [...] Gleichzeitig fühlt man sich im Bahnsteigbereich in gewisser Weise eingengt, vielleicht sogar bedrängt, da nur eine Treppe zum Gleisüberbau führt und sich der Wartebereich auf den schmalen Raum zwischen den Gleisen beschränkt. Die steile Abbruchkante zum Gleisbett hin verstärkt das Gefühl, sich auf den mittleren Bereich des Bahnsteiges zurückziehen zu wollen, was aber durch die Zahl der wartenden Fahrgäste und Passanten und der Wahrung eines persönlichen Raumes nicht immer möglich scheint.“*

Die anwesenden Personen und deren Ausstrahlung werden insgesamt ambivalent bewertet. Einige Studierende geben an, die Menschen würden eine gestresste oder genervte Stimmung verbreiten, da sie auf einen verspäteten Zug warten, in Eile seien oder hektisch in die Züge steigen. Andere beschreiben die Situation als ruhig, da die Reisenden „zivilisiert auf den Zug warten“, oder auch als lebendig: „Es herrscht Leben im Bahnhof, Leben von vielen verschiedenen Menschen, auch verschiedene Kulturen treffen hier aufeinander.“ Wiederum andere verweisen auf ein Nebeneinander von wartenden, eiligen und gelangweilten Menschen oder auf das An- und Abschwellen des Reisendenstroms und einen für Bahnsteige typischen Rhythmus.

Neben diesen negativ gestimmten und ambivalenten bzw. indifferenten Aussagen finden sich in den Berichten allerdings auch einige positive Beschreibungen, in denen vorwiegend gesellschaftliche Charaktere der Bahnsteigatmosphären angesprochen sind. Charakterisierungen wie modern, sehr ordentlich und sauber, renoviert oder sicher werden an dem Wissen festgemacht, dass der Mainzer Bahnhof kürzlich modernisiert wurde und beziehen sich überwiegend auf das Mobiliar:

- *„Als ich auf dem Gleis 2a/b aus dem Zug aussteige, bin ich positiv überrascht. [...] Es ist ein schöner und einladender Bahnhof. Die modernen Gleisüberdachungen machen optisch was her. Die Abfahrtstafeln sind ebenfalls modern, übersichtlich und sie funktionieren auch.“*
- *„Gleis 4: Dort war es ziemlich kalt und es herrschte Zugluft. Jedoch war es auch [...] sehr sauber, wie im gesamten Bahnhof. Auch hier war die Moderne vertreten, neue Aufzüge, Telefonsäulen, funktionelle Sitzbänke, die aufs einfachste beschränkt waren.“*

Zusammenfassend werden die Eindrücke und Stimmungen der Studierenden von zahlreichen miteinander verwobenen Faktoren bestimmt. Bauliche Gegebenheiten, Möblierung und Züge gehören ebenso dazu wie Farben, Licht-, Sicht-, Temperatur- und Windverhältnisse oder (eilige, entspannte, genervte oder frierende) Personen. All jene, die sich gelegentlich an Großbahnhöfen aufhalten, dürfte dieser Sachverhalt kaum verwundern. Auffällig – und typisch für die Situation am Mainzer Hauptbahnhof – ist dagegen die große Bedeutung der Überdachung (Gleisüberbauung vs. Bahnsteigdächer) auf den Erst- oder auch Gesamteindruck. Darüber hinaus zeigt sich deutlich, dass auch Vorstellungen und Erwartungshaltungen, die an Bahnhöfe bzw. Bahnsteige geknüpft sind, das konkrete Erleben spezifischer Bahnhofsbereiche bzw. -situationen prägen können.

2.2 Reisen wie vor 100 Jahren!? – Bahnhofsvorplatz und Empfangsgebäude

Die Atmosphäre des Bahnhofsvorplatzes mit Blick auf das Empfangsgebäude (vgl. Abb. 1) wird im Kontrast zu den Bahnsteigen zumeist sehr positiv beschrieben (insg. 28 Beschreibungen). Typische Charakterisierungen des Platzes sind: schön, harmonisch, natürlich, aufgelockert, übersichtlich, weitläufig, Ruhe und Gelassenheit ausstrahlend, still, gemütlich, Appetit anregend, belebt aber nicht zu laut, ordentlich, sauber und gepflegt, ohne typische Großstadtgeräusche, eingefriedet und praktisch. Als ausschlaggebend wird zum Einen die Größe und Gestaltung des Platzes genannt (symmetrische Pflasterung „in farbllichem Einklang mit den umliegenden Häusern und dem Bahnhof“, ihn säumende Fahnenmasten und Platanen sowie die Bus- und Straßenbahnhaltestellen, von denen der Platz begrenzt wird), zum Anderen die Personen, die hier verweilen, sich treffen oder den Platz queren und zumeist als ruhig, nicht hektisch oder „ohne Hast und Eile“ beschrieben werden:

- „Von den wenigen ‚Fressbuden‘ auf dem Vorplatz erreicht mich ein Duft von frischen Brezeln und Brötchen. [...] Die Leute, die zum Bahnhof gehen bzw. aus dem Bahnhof herauskommen, scheinen nicht im Stress zu sein. Es ist bei weitem nicht dieses geschäftige Treiben und Hetzen wie in Frankfurt. Es geht irgendwie gemüthlicher zu. Es ist auf eine Art und Weise beruhigend, wenn man sieht, dass es auf einem Bahnhof auch ruhiger zugehen kann.“

Bedeutend seltener wird die Situation als hektisch, chaotisch, durcheinander, laut oder als nicht zum Verweilen einladend dargestellt, was auf eine Vielzahl an Menschen, abgestellte Fahrräder und fehlende Sitzgelegenheiten zurückgeführt wird. In Einzelfällen wird angemerkt, lediglich eingetretene Kaugummis würden auf dem sauberen und ordentlichen Platz negativ auffallen, die Imbissbuden würden die Symmetrie und Ruhe stören oder der Platz wirke durch eine karge Begrünung trist.

Auch das Empfangsgebäude wird durchweg positiv beschrieben. Für die sanierte Fassade mit ihrer historistischen Bild- und Formensprache, die durch die großen Ar-

kadenbögen einen Blick ins Bahnhofsinnere gewährt, findet sich ein bunter Strauß an Charakterisierungen. Sie sei interessant, einladend, neugierig machend, reizvoll, eindrucksvoll, zum Wohlfühlen, weich und sanft, beruhigend, filigran und leicht, nicht wuchtig oder klotzig, ansprechend, freundlich, hell, repräsentativ, zeitlos, sehr mächtig und schön, prunkvoll, sehr sauber, majestätisch, herrschaftlich, großartig, edel, einen gewissen Charme versprühend, rustikal aber trotzdem schön, einen Hauch von Modernität ausstrahlend, klassisch aber hübsch, klar und einfach, nüchtern, auffällig oder gepflegt.

Einige Studierende verweisen zudem darauf, dass das Bild nicht durch Plakate oder grelle Leuchtschriften gestört werde, dass der Bahnhof im Dunkeln durch die Innenbeleuchtung noch imposanter wirke oder dass die mächtige Erscheinung des Bahnhofs durch den großen, gepflasterten und fast leeren Platz bzw. die radial auf das Empfangsgebäude zulaufenden Straßen unterstrichen würde. Darüber hinaus mache „auch die Gegend um den Bahnhof [...] einen seriösen, schönen und nicht schmutzigen Eindruck“.

Kritische Meinungen gibt es nur wenige. So wird bemerkt, dass die Uhren an der Fassade bzw. das Firmenlogo und die Fahne der Bahn AG das Gesamtbild stören oder dass „die monströse Außenfassade“ ein falsches Versprechen sei – „wie bei alten Westernfilmen, wo die Häuser nur aus einer Außenfassade bestehen und gar nichts dahinter ist“.

In der Gesamtschau scheint die Fassade mit dem Vorplatz, semiotisch ausgedrückt, einen vielfältigen und vielschichtigen, polysemantisch schillernden Text zu bilden. Doch die meisten Studierenden „lesen“ die Fassade nicht; vielmehr lassen sie sich von ihr beeindrucken. Einige fühlen sich sogar ein gutes Jahrhundert zurückversetzt:

- *„Wenn man einige Schritte Richtung Bushaltestelle zurückgeht, so kann man dieses Gebäude auf sich wirken lassen und es fällt einem leicht sich vorzustellen, wie die Menschen vor hundert Jahren hier gelebt haben. [...] Trotz dieser Ausstrahlung von Macht finde ich die Fassade eher zugänglich, und es regt zum Nachdenken über die damalige Zeit an. [...] In all der Hektik der passierenden Menschen steht dieses Bauwerk wie ein ‚Fels‘ auf dem Platz, das alles um sich herum wahrnimmt, sich aber nicht aus der Ruhe bringen lässt und es in hundert Jahren auch nicht zulassen wird.“*
- *„Ich stand da im Regen, die Menschen liefen an mir vorbei und ich fühlte mich auf einmal ins 19. Jahrhundert versetzt. [...] In der Farbe des Sandsteins, aus dem die Fassade besteht, sah ich den Bahnhofsvorplatz, in einem Sepia-Ton, mit Menschen in historischen Gewändern, mit Zylinder und Stock und Anzug und mit schönen Kleidern – der Dampf der Eisenbahn zog an mir vorbei...“*

Eine weitere Studentin meint in diesem Zusammenhang, durch die Rekonstruktion der alten Bahnhofsfassade werde „ein Blick frei auf die Historik des Bahnhofs und die gesellschaftlichen Verhältnisse zu dieser Zeit“. Mit Blick auf die Klassenver-

hältnisse (auch unter den Reisenden) des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ließe sich einwenden, dass die Fassade lediglich auf einen kleinen Ausschnitt der gesellschaftlichen Wirklichkeit verweise und somit ein verfälschtes Bild hervorbringe. Doch auch darum ging es: Ziel und Zweck einer solchen Baukunst war es, das Lebens- und (nicht ungebrochene) Selbstwertgefühl des Bürgertums sowie die technischen und gesellschaftlichen Errungenschaften der Zeit zur Schau zu stellen und das Proletariat bzw. die „niederen Klassen“ zumindest qua Anblick daran teilhaben zu lassen. Ein sicht- und spürbar geeignetes Mittel war (und ist auch heute) das der architektonischen (Re)Präsentation. Vor allem in den letzten Zitaten zeigt sich deutlich, dass die Bahnhofsfassade dabei nicht nur als Zeichensystem fungiert, dessen Bedeutungen dechiffriert werden (können). Vielmehr ist es gerade die vom Bau „versprühte“ Atmosphäre, welche Betrachterinnen und Betrachter in den Bann zieht und so Imaginationen einer vermeintlich „schönen alten Zeit“ wachruft. Die Quellen dieser Imaginationen, die Teil eines kollektiven Gedächtnisses zu sein scheinen, bleiben gleichsam unbekannt. Um diesen auf die Spur zu kommen, wäre es notwendig, einen Schritt weiter zu gehen und mittels narrativer Interviews nach deren diskursiver Einbettung zu fragen.

3.3 Auf der Suche nach dem *genius loci* – die Gleisüberbauung

Auch in den 32 Beschreibungen der Gleisüberbauung (vgl. Abb. 2) dominieren positive Stimmungen und Weitegefühle. Dieser Bereich wird überwiegend als angenehm, ruhig und (häufig trotz der Anwesenheit vieler Menschen) nicht hektisch oder stressig umschrieben, daneben als übersichtlich, hell und freundlich, lebendig, offen, einladend sowie als gepflegt, sauber, praktisch, funktional, kundenorientiert, gastfreundlich und modern. Zurückgeführt werden diese Eindrücke überwiegend auf die Größe und Höhe des Raums, einfallendes Licht, eine moderne, interessant gestaltete Architektur, die verwendeten Materialien (v.a. Glas u. Stahl/Metall), bunte Farben der Beschilderungen und Geschäfte, bummelnde Passanten und die Service-, Dienstleistungs- und Warenangebote. Gefühle der Enge oder negative Stimmungen werden von nur wenigen Studierenden ausgedrückt. Diese beschreiben die Atmosphäre als hektisch, überfüllt und/oder gedrängt, als ungemütlich, trist und/oder langweilig, oder sie geben an, sich durch die offene Bauweise beobachtet zu fühlen.

Ambivalenzen und Indifferenzen zeigen sich vor allem in Form von Vergleichen. So werden beispielsweise die Geschäfte als einladend, das Reisezentrum dagegen (durch nicht permanent geöffnete Türen) als wenig einladend beschrieben. Einige Studierende machen einen Wechsel von Hektik und Ruhe aus, andere beschreiben die Atmosphäre als „gestresst bis relaxt“ oder als eine Atmosphäre im Spannungsfeld von „Gefühlen der Eile, aber auch der Reiselust“. Schließlich wird die Gleisüberbauung als hell und freundlich einerseits sowie kühl und ungemütlich andererseits beschrieben.

Bei Betrachtung aller Gleisüberbauungs-Beschreibungen fällt ein weiterer Vergleich auf, der sich als dominantes Thema durch nahezu alle Berichte zieht. Zumeist

etwas irritiert, fragen sich die Studierenden, ob sie sich tatsächlich in einem Bahnhof oder aber in einem Kaufhaus befinden:

- *„Bei dem ersten Gesamteindruck der Gleisüberbauung war für mich persönlich eine gewisse Ähnlichkeit zu einem Kaufhaus oder einer Fußgängerzone nicht zu übersehen. Die Rolltreppen, Geschäfte und Einkaufsläden ließen bei mir nicht das Gefühl aufkommen, auf einem Bahnhof zu sein. Die Abgänge zu den Gleisen verkamen so zur Nebensache. [...] Weiter war es für Bahnverhältnisse und trotz des schlechten Wetters sehr hell.“*
- *„Der obere Teil kam mir eher wie eine richtige kleine Einkaufsmeile vor. Hier wurde mir auch deutlich, wie „leise“ es auf dem Bahnhof war (besonders im oberen Teil), was ich eigentlich untypisch für einen Bahnhof finde. Aber noch viel auffälliger war die große Anzahl an Geschäften. Im Allgemeinen kann ich sagen, dass ich mir gar nicht vorkam, wirklich in einem Bahnhof zu sein (abgesehen von dem Info-Schalter der DB und den Abgängen zu den Gleisen).“*

Ein Student äußert in diesem Zusammenhang, dass „die hektische Betriebsamkeit einerseits und das Kaufhaus-Flair andererseits zu einem Gefühl mit Zwittercharakter“ führen. In einigen Berichten wird argumentativ abgewogen, welche Merkmale charakteristisch für einen Bahnhof und welche für ein Kaufhaus seien. Für einen Bahnhof sprächen u.a. die Service-Einrichtungen der Bahn, Durchsagen über ankommende oder verspätete Züge, viele Sitzgelegenheiten, Personen, die Fahrpläne studieren, es eilig haben, den Eindruck von Geschäftsleuten machen und/oder (viel) Gepäck mit sich führen sowie „eine gewisse Heterogenität“ unter den Personen, „wie man sie aus reinen Kaufhäusern nicht kennt“. Für ein Kaufhaus oder Shopping-Center sprächen dagegen (entspannt) schlendernde und bummelnde Personen, die Mehrheit an Personen, die kein oder sehr wenig Gepäck mit sich führt, auffallend viele Jugendliche, die sich hier treffen, bunte Schaufenster und gut besuchte Läden, eine gewisse Ruhe und Helligkeit, Düfte von Backwaren und frischem Kaffee sowie Feuerlöscher.

Werden diese Eindrücke an Merkmalen festgemacht, die in der Gleisüberbauung präsent sind, wird daneben immer wieder auf die Abwesenheit von Müll und so genannten sozialen Randgruppen verwiesen, was untypisch für einen Bahnhof sei:

- *„Letztlich erinnerte auch die Sauberkeit nicht an einen Bahnhof. Es waren keine Obdachlosen oder Bettler zu sehen, und es lag auch kein Müll oder Zigarettenstummel auf dem Boden.“*
- *„Ich habe bis jetzt noch keine herumlungernenden oder drogensüchtigen Menschen gesehen, nirgends liegt Dreck oder Müll herum, alles ist penibel sauber und aufgeräumt.“*

Dieser Sachverhalt wird von den meisten Studierenden positiv bis indifferent, von wenigen kritisch betrachtet. So gaben zwei Studierende an, sich durch „mehr oder

weniger versteckte Kameras“ und „patrouillierende Sicherheitsdienste“ beobachtet zu fühlen. Ein Student reflektiert die Sicherheits- und Sauberkeitsoffensive der Bahn AG:

- *„Da das Ziel ist, vom ‚Arme Leute-Verkehrsmittel‘ wegzukommen, muss auch der Bahnhof diesem Image gerecht werden und dem Kunden, ganz dem Zeitgeist entsprechend, der Aufenthalt im Bahnhof als ‚Event‘ verkauft werden, wo man etwas erleben kann. Dem wird auch durch die auffallende Sauberkeit und Sicherheit der Bahnhöfe Rechnung getragen. Herumlungernde oder bettelnde Obdachlose sind einem solchen neuen Image selbstverständlich abträglich. So entspricht auch der Bahnhof, durch die Vertreibung der sozialen Brennpunkte auf andere Stadtteile, dem modernen Scheuklappen-Blick auf eine scheinbar heile Welt.“*

In den affirmativen Haltungen wird in der Regel auf das eigene Sicherheits- und Wohlgefühl verwiesen, welches durch die Sauberkeit und das Wissen um Kameras und Sicherheitspersonal hergestellt werde. Mit Blick auf die Nicht-Sichtbarkeit von „Armut und Drogenabhängigkeit“ reflektiert eine Studentin, der Mainzer Bahnhof sei „für diese Menschen ohnehin nicht besonders geeignet. Er ist einfach zu ordentlich, zu sauber, zu gefällig“. Vereinzelt werden zudem Vergleiche zwischen dem Bahnhof vor und nach der Umstrukturierung gezogen:

- *„Früher war ich nicht gern am Hauptbahnhof. Er war dreckig, hat gestunken und war vollgestopft mit pöbelndem Gesocks. Seit der Privatisierung der Bahn und der Renovierungen hat sich alles verändert. [...] Man fühlt sich fast wie in einer Einkaufspassage, in der man Freunde trifft, und nicht wie in einem Bahnhof, an dem man alle Arten von Drogen bekommt und eher in einer dunklen Ecke überfallen wird, als nette Bekanntschaften zu machen.“*

In den Berichten zur Gleisüberbauung erscheint der Bahnhof als (eine Art) Shopping Mall – und somit als ein Ort, der Konsum, Komfort und Behaglichkeit verspricht und der durch ein hohes Maß an Konformität und formaler wie informeller Kontrolle geprägt ist. Die Begegnung mit dem Unvorhergesehenen wie auch die Sichtbarkeit von Abweichung sind hier auf ein Minimum reduziert.¹⁸ So ganz will sich dieser Eindruck bei den Studierenden aber nicht einstellen, immerhin handelt es sich doch noch um einen Bahnhof. Gleichsam offenbaren sich in den Beschreibungen Facetten eines Sicherheitsdiskurses, in den die Restrukturierung der Bahnhöfe in Deutschland eingebettet ist. Insbesondere in den Aussagen zur (vermeintlichen) Abwesenheit von Müll, Dreck und „sozialen Randgruppen“, welche in einem Atemzug genannt und mit bestimmten Räumen assoziiert werden, zeigt sich eine diskursive Verknüpfung von Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit. Diese ist prototypisch für das „3-S-Programm“ der

18 Vgl. J. Wehrheim (Hrsg.), Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps, Wiesbaden 2007.

Deutschen Bahn AG – und darüber hinaus für eine zunehmende Ästhetisierung und Inszenierung des Städtischen seit den 1990er Jahren. Die Wahrnehmungen und Bewertungen der Studierenden hängen dabei von eigenen Erfahrungen, Vor- und Einstellungen, Gefühlsdispositionen und Erwartungshaltungen ab, welche immer auch als gesellschaftlich bzw. diskursiv geprägt verstanden werden müssen. In den Atmosphärenbeschreibungen „spiegelt“ sich zugleich die Strategie der Bahn AG, (auch) durch die suggestive Kraft von Atmosphären eigene Vorstellungen von Öffentlichkeit, Ordnung und Normalität hegemonial werden zu lassen.¹⁹ Bemerkenswert erscheint dabei, dass (Bahnhofs-)Atmosphären nicht nur auf das Be- und Empfinden der Anwesenden einwirken, sondern dass durch solch eine Art der „ästhetischen Arbeit“²⁰ in subtiler Form auch Subjektpositionierungen und Ortszuweisungen vorgenommen werden (können).

19 Vgl. hierzu C. Wucherpfennig (s. A 2), S. 146 ff. u. 165 ff. und die dort angegebene Literatur.

20 G. Böhme (s. A 13), S. 42.

Typische Atmosphären städtischer Plätze

Auf dem Weg zu einer anwendungsorientierten Atmosphärenforschung

1. Einführung

Öffentliche Räume werden heute zunehmend hinsichtlich ihrer Erlebnis- und Aufenthaltsqualität bewertet. Insbesondere die zentralen Stadtplätze sollen sich „gut anfühlen“ und beim Überqueren oder Verweilen ein positives Erlebnis vermitteln. Mit dieser Aufmerksamkeit gegenüber dem subjektiven Erleben des städtischen Raumes ist eine Dimension des menschlichen Bezugs zur Stadt in den Vordergrund getreten, der zuvor weder in der Stadtforschung noch in der Planung eine besondere Bedeutung zukam. So hat Georg Simmel unter dem Eindruck einer rasanten Urbanisierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch die Blasiertheit als besonderes Kennzeichen der Großstadtbewohner herausgearbeitet.¹ Er hat dabei ein Bild des Stadtbewohners gezeichnet, der sich vor der Dichte der Sinneseindrücke in den Metropolen schützen will und damit der Vorstellung eines auf das bewusste Erleben städtischer Räume ausgerichteten Städters diametral entgegensteht. Im Bereich der Planung wurden in Anknüpfung an die Charta von Athen öffentliche Räume in erster Linie als Verkehrsflächen verstanden, die eine möglichst störungsfreie Mobilität ermöglichen sollen. Erst mit der Abwendung von den Prinzipien der städtebaulichen Moderne gewann das subjektive Erleben des städtischen Raumes als Form städtischer Praxis wie auch als Planungskriterium systematisch an Bedeutung.² Diese Entwicklung kann auch als Ausdruck des Wandels von einer industriellen zu einer postindustriellen Gesellschaft verstanden werden, in dessen Zug eine innenorientierte Lebensauffassung in den Vordergrund getreten ist.³ Das Prinzip der Innenorientierung besagt dabei, dass in dieser gesellschaftlichen Formation Handlungsorientierungen zuallererst auf die Gestaltung des eigenen Zustandes abzielen. Situationen – und damit auch der öffentliche Raum – werden vor diesem Hintergrund nach ihrem Beitrag zur Gestaltung des Innenlebens bewertet.

1 G. Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, in: G. Simmel, Aufsätze und Abhandlungen, 1901-1908, Bd. 1, Frankfurt a. M. (Georg Simmel Gesamtausgabe, Bd. 8).

2 Vgl. W. Durth, Die Inszenierung der Alltagswelt. Zur Kritik der Stadtgestaltung, Braunschweig 1988.

3 Vgl. G. Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/New York 2000, S. 34 f.

Die Stadtentwicklung steht vor dem Hintergrund dieser veränderten Rahmenbedingungen nicht mehr allein vor der Aufgabe, eine sinnvolle funktionale Ordnung des städtischen Raumes zu entwickeln. Sie muss sich darüber hinausgehend auch die Frage stellen, wie sie die Erlebnisqualität des öffentlichen Raumes gestaltet bzw. ob sie diese überhaupt beeinflussen kann. Dabei ist einzuschränken, dass die Aufmerksamkeit gegenüber der Erlebnisqualität der Stadt nicht für alle städtischen Teilräume gleichermaßen ausgeprägt ist. Mit den Zwischenstädten beispielsweise bestehen an den Rändern der Städte weite Räume, die in erheblichem Maß ohne Aufmerksamkeit für die entstandene Aufenthaltsqualität entwickelt wurden. Es sind insbesondere die Innenstädte und die städtischen Zentren, die heute unter dem Kriterium ihrer Erlebnisfähigkeit analysiert und gestaltet werden. Als „Konzentrationspunkte des urbanen Lebens“⁴ nehmen Plätze hierbei einen besonders hohen Stellenwert ein.

Mit dem Interesse am subjektiven Erleben städtischer Räume hat der Atmosphärenbegriff in der Architektur- und Stadtforschung erheblich an Popularität gewonnen.⁵ Denn er lenkt den Blick auf den Zusammenhang zwischen der Umgebungsqualität und der subjektiven Befindlichkeit einer Person und liefert damit einen vielversprechenden konzeptionellen Rahmen, um sich der Aufenthaltsqualität von öffentlichen Räumen annähern zu können. Auch wenn die Leistungsfähigkeit des Konzepts für diese Fragestellung grundsätzlich anerkannt ist, bestehen insbesondere in der deutschsprachigen Forschung erhebliche Defizite in der Entwicklung einer empirischen Atmosphärenforschung. Die städtische Atmosphärenforschung hat sich deshalb bisher noch nicht als Partner von Stadtplanern und Städtebauern etablieren können, der ein systematisiertes und anwendungsbezogenes Wissen über die Gestaltung und Gestaltbarkeit des Erlebens städtischer Räume liefert. Dieser Beitrag möchte einen Schritt in diese Richtung unternehmen und verdeutlichen, dass Atmosphären durchaus Gegenstand einer empirischen Stadtforschung sein können. Auf der Grundlage eines Forschungsprojektes zur Dynamik der Atmosphäre eines Stadtplatzes werden hierzu typische Atmosphären von Plätzen vorgestellt. Daran schließt eine Diskussion der Möglichkeiten an, die Erkenntnisse aus der empirischen Forschung für die Gestaltung von Plätzen einzusetzen. Zuerst soll jedoch das hier zugrunde gelegte Verständnis von Atmosphären vorgestellt werden, da in der wissenschaftlichen Diskussion durchaus leicht unterschiedlich akzentuierte Atmosphärenbegriffe bestehen. Hierbei erfolgen auch einige Zuspitzungen des Begriffs, die den Weg zu einer empirischen Atmosphärenforschung erleichtern.

4 F. Maier-Solgg/A. Greuter, Europäische Stadtplätze, München 2004, S. 6.

5 Vgl. beispielsweise das Themenheft „Architektonische und städtische Atmosphären“ der Zeitschrift *Les cahiers de la recherche architecturale* 42/43 aus dem Jahr 1998 oder der vom Essener Forum Baukommunikation herausgegebene Tagungsband: J.A. Schmidt/R. Jammers (Hrsg.), *Atmosphäre – Kommunikationsmedium der gebauten Umwelt*, Essen 2005.

2. Zum Begriff der Atmosphäre

Im Zentrum des Atmosphärenbegriffs steht eine besondere Konzeption der sinnlichen Begabtheit der Menschen. Der Atmosphärenbegriff baut auf der Vorstellung auf, dass Menschen jederzeit über all ihre Sinne mit ihrer Umwelt in Verbindung stehen. Dabei hebt er hervor, dass die sinnliche Konstellation der Umwelt auch einen systematischen Einfluss auf die subjektive Befindlichkeit einer Person ausübt.⁶ Atmosphären können in diesem Sinn auch als Medium in der sinnlichen Beziehung zwischen Mensch und Umwelt angesehen werden, was insbesondere der französische Soziologe Jean-Paul Thibaud betont hat.⁷ Die sinnliche Begabtheit des Subjektes wird beim Atmosphärenbegriff folglich nicht mit dem Begriff der Wahrnehmung, sondern dem Begriff des Empfindens konzeptionalisiert. Atmosphären sind damit nicht in erster Linie Gegenstand der Wahrnehmung, sondern sie kennzeichnen die Rahmenbedingungen für unsere Wahrnehmung. Sie sind zu der Kategorie der nicht materiellen Medien zu zählen, da sie nicht direkt erfasst werden können. Die Atmosphäre eines Ortes kann deshalb nur über die beiden Pole bestimmt werden, die über das Medium der Atmosphäre verbunden sind: die subjektive Befindlichkeit auf der einen und die sinnlich erfahrbaren Umweltqualitäten auf der anderen Seite. Die subjektive Befindlichkeit stellt dabei den primären Zugang zu einer Atmosphäre dar. Auch wenn Gernot Böhme⁸ die Befindlichkeit sehr griffig als „Disponiertheiten“ eines Subjektes umschrieben hat, sind beide Begriffe sehr weit gefasst und bedürfen gerade mit Blick auf die empirische Erforschung von Atmosphären einer weiteren Differenzierung und Präzision. Hierzu können drei Dimensionen der Befindlichkeit unterschieden werden:

Emotionen stellen dabei wohl die vertrauteste Dimension dar. Dies dürfte in nicht unerheblichem Maß auf die alltagssprachliche Verwendung des Atmosphärenbegriffs zurückzuführen sein, in der die emotionale Betroffenheit der wahrnehmenden Person durch den Wahrnehmungsgegenstand von großer Bedeutung ist.⁹ Der hohe Stellenwert von Emotionen ist auch in der wissenschaftlichen Begriffsbildung erkennbar: So ordnet beispielsweise Hermann Schmitz Atmosphären direkt dem Gefühlsraum zu.¹⁰ Und auch Gernot Böhme betont unter Bezugnahme auf Schmitz das affektive Betroffensein in seinem Verständnis von Atmosphären.¹¹ Emotionen stellen jedoch eine sehr

6 Vgl. zu meinem Verständnis von Atmosphären: R. Kazig, Atmosphären – Konzept für einen nicht repräsentationellen Zugang zum Raum, in: C. Berndt/R. Pütz (Hrsg.), Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn, Bielefeld 2007.

7 Vgl. J.-P. Thibaud, Die sinnliche Umwelt von Städten. Zum Verständnis urbaner Atmosphären, in: M. Hauskeller (Hrsg.), Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis, Kusterdingen 2003, S. 293 f.

8 Vgl. G. Böhme, Ästhetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre, München 2001, S. 83.

9 Vgl. M. Hauskeller, Atmosphären erleben, Berlin 1995, S. 13 ff.

10 Vgl. H. Schmitz, Der Gefühlsraum (System der Philosophie III.2), Bonn 1969.

11 Vgl. G. Böhme (s. A 8), S. 46.

voraussetzungsvolle Dimension der Befindlichkeit dar. Gerade für eine Annäherung an die Atmosphäre von Stadtplätzen in ihrer alltäglichen Erscheinung sind sie deshalb nur begrenzt geeignet.

Die Aufmerksamkeit stellt eine weitere Dimension der Befindlichkeit dar. Aufmerksamkeit besagt dabei nicht, dass sich die Sinne wie ein Scheinwerfer auf einen bestimmten Ausschnitt der Umgebung richten. Sie bedeutet vielmehr, dass entsprechend einer Situation Sinne, Geist und Körper in einer spezifischen Form zusammenspielen. Insofern kann Aufmerksamkeit auch als eine Form von Disponiertheit und damit als eine Dimension der leiblichen Befindlichkeit verstanden werden. Von besonderem Interesse für die Differenzierung der leiblichen Befindlichkeit ist jedoch nicht die Aufmerksamkeit als solche, sondern vielmehr die Erkenntnis, dass Aufmerksamkeit verschiedene Modi annehmen kann.¹² Mit Blick auf die Untersuchung von Stadtplätzen stellt sich also die Frage, inwieweit auf einem Platz bei den Passanten verschiedene Formen oder Modi der Aufmerksamkeit gefordert oder angeregt werden.

Als dritte Dimension wird schließlich die Motorik unterschieden. Waldenfels unterstreicht in seinen Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes die Zusammengehörigkeit von Empfinden und sich Bewegen.¹³ Der enge Zusammenhang zwischen Empfinden und sich Bewegen wird jedoch nicht nur in der Phänomenologie der Wahrnehmung beschrieben, sondern auch in anderen theoretischen Zusammenhängen betont. In der ökologischen Perspektive der Wahrnehmungspsychologie beispielsweise hat Gibson mit dem Begriff der „Affordanz“ den Aufforderungscharakter von Situationen hervorgehoben.¹⁴ Die motorische Dimension der Befindlichkeit kommt überwiegend darin zum Ausdruck, dass sich Atmosphären in spezifischen Bewegungsstilen niederschlagen. Die Atmosphäre eines Ortes führt also seltener dazu, dass bestimmte Bewegungen unterlassen oder überhaupt erst ausgeführt werden, sondern dass sie in einer spezifischen Form ausgeführt werden.¹⁵ Hinsichtlich der Platzatmosphären wirft sich mit dieser Dimension der Befindlichkeit die Frage auf, ob an bestimmten Stellen eines Platzes besondere Bewegungen angeregt oder unterbunden werden bzw. ob es zu einer spezifischen Ausführung von Bewegungen kommt.

Insbesondere die Motorik sowie in geringerem Maß auch die Aufmerksamkeit verweisen auf die pragmatische Dimension von Atmosphären. Mit Blick auf die Motorik besteht sie darin, dass jede Tätigkeit auch eine motorische Dimension hat.

12 A.J. Steinbock, Affektion und Aufmerksamkeit, in: H. Hüni/P. Trawny (Hrsg.), Die erscheinende Welt. Festschrift für Klaus Held, Berlin 2002.

13 B. Waldenfels, Das leibliche selbst, Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes, Frankfurt a.M. 2000, S. 76 ff.

14 R. Guski, Wahrnehmung. Eine Einführung in die Psychologie der menschlichen Informationsaufnahme, Stuttgart/Berlin/Köln 2000, S. 76.

15 Vgl. J.-P. Thibaud, Die sinnliche Umwelt von Städten. Zum Verständnis urbaner Atmosphären, in: M. Hauskeller (Hrsg.), Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis, Kusterdingen 2003, S. 290 ff.

Zahlreiche Tätigkeiten sind darüber hinaus auch von einer spezifischen Form der Aufmerksamkeit begleitet. So geht eine Tätigkeit des Suchens beispielsweise mit einer anderen Form von Aufmerksamkeit einher als ein entspanntes Flanieren. Atmosphären sind insofern nicht nur als ein Phänomen zu verstehen, das dem Raum eine subjektiv empfundene Tönung verleiht. Sie haben vielmehr auch einen Einfluss darauf, wie bestimmte Tätigkeiten in einem Raum ausgeführt werden können. Besonders deutlich wird dieser Zusammenhang bei Einkaufsatmosphären, die je nach ihrer Ausprägung die Tätigkeit des Einkaufens anregen oder bremsen können.¹⁶ Die Untersuchung der Atmosphären von Plätzen steht somit in enger Verbindung zu den Tätigkeiten, die auf den Plätzen ausgeführt werden sollen und fragt nach den sinnlich erfahrbaren Konstellationen, die eine Ausführung bestimmter Tätigkeiten eher anregen bzw. hemmen.

Um eine Atmosphäre zu kennzeichnen ist es notwendig, einer spezifischen Form der Befindlichkeit eine entsprechende sinnlich erfahrbare Konstellation der Umwelt zuordnen zu können. Da der Atmosphärenbegriff von der Bedeutsamkeit aller menschlichen Sinne ausgeht, kann grundsätzlich eine Vielzahl sinnlich wahrnehmbarer Elemente für die Entstehung einer Atmosphäre von Bedeutung werden. Dabei ist grundsätzlich von einer radikalen Kontextualität auszugehen. Sie besagt, dass sich eine Atmosphäre in kürzesten räumlichen und zeitlichen Abständen wandeln kann, wenn sich die sinnlich erfahrbare Umgebungskonstellation entsprechend verändert. Mit Blick auf die Atmosphäre von Plätzen wird hier davon ausgegangen, dass ein Platz sowohl in zeitlicher wie in räumlicher Hinsicht durch eine Vielzahl von Atmosphären bzw. durch eine Dynamik von Atmosphären gekennzeichnet ist. Lediglich unter besonderen Voraussetzungen einer räumlichen und zeitlichen Stabilität der sinnlich erfahrbaren Umweltkonstellation kann man von der Atmosphäre eines Platzes ausgehen. Der Atmosphärenbegriff trägt deshalb in erster Linie zum Verständnis der inneren Differenzierung von Plätzen und deren zeitlicher Veränderung bei. Die atmosphärische Qualität eines gesamten Platzes lässt sich folglich nur als Konstellation oder Abfolge von Atmosphären erfassen.

Gerade in der Geographie wird man bei dem Rückgriff auf den Atmosphärenbegriff häufig mit der Kritik konfrontiert, auf der Mikroebene eine neue Form des Geodeterminismus zu verbreiten, von dem sich die Sozialgeographie im Zuge ihrer sozialwissenschaftlichen Modernisierung seit den 1950er Jahren mühevoll befreit hat. Deshalb sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Atmosphären keinesfalls als deterministisches Konzept verstanden werden dürfen. Der im Atmosphärenbegriff angelegte Zusammenhang zwischen Umgebungsqualitäten und Befindlichkeiten ist lediglich als ein Potenzial eines Ortes zu verstehen, einen systematischen Einfluss auf die Befindlich-

16 Vgl. R. Kazig, Einkaufsatmosphären. Ein wichtiges Kriterium der Einkaufsstättenwahl, in: CIMA direkt 1/2007, S. 23 ff.

keit von Personen an diesem Ort nehmen zu können. In welchem Maß dieses Potenzial eines Ortes zum Tragen kommt, hängt sowohl von Umgebungs-konstellationen als auch von subjektiven Faktoren ab.¹⁷

3. Perspektiven der empirischen Atmosphärenforschung

Wie zuvor angedeutet stellen Atmosphären ein sehr leicht veränderliches Phänomen dar. Die empirische Atmosphärenforschung steht daher vor der Herausforderung, dieser leichten Veränderbarkeit auf die Spur kommen zu können. Mit den „parcours commentés“ hat Thibaud eine Methode entwickelt, die grundsätzlich den geschilderten Anforderungen genügt.¹⁸ Indem Passanten während des Gehens ihre Wahrnehmungen und Empfindungen schildern müssen, wird der Möglichkeit der Veränderung von Atmosphären beim Durchqueren eines Raumes Rechnung getragen. Wenn beim Einsatz dieser experimentellen Methode zusätzlich auf eine weitgehende Konstanz der äußeren Rahmenbedingungen geachtet wird, erlaubt sie den Zusammenhang zwischen sinnlich wahrnehmbarer Umwelt und subjektiven Befindlichkeiten zu rekonstruieren und damit den Atmosphären öffentlicher Räume auf die Spur zu kommen.

Der empirischen Atmosphärenforschung stehen dabei grundsätzlich zwei Wege offen. Auf der einen Seite kann sie versuchen, die spezifische Atmosphäre bzw. die Dynamik der Atmosphären eines Platzes oder öffentlichen Raumes zu rekonstruieren. Von diesem Verständnis sind beispielsweise die Arbeiten von Hasse oder Chelkoff und Thibaud geleitet.¹⁹ Da sich beide Untersuchungen auf in ihrem sozialen bzw. ihrem architektonischen Charakter heraus stechende Orte beziehen, liefern sie mit ihren Ergebnissen nur einen geringen Beitrag zum Verständnis von Atmosphären jenseits der sehr speziellen Untersuchungsräume. Der Wert dieser Arbeiten besteht insbesondere darin, empirische Wege zur Bestimmung von Atmosphären spezifischer Orte aufgezeigt zu haben und damit grundsätzlich den Wert des Atmosphärenkonzepts für eine empirische Stadtforschung bestätigt zu haben.

Um der eingangs angesprochenen Herausforderung zu entsprechen und die Ergebnisse einer sozialwissenschaftlichen Forschung zu städtischen Atmosphären in den Dienst der Planung stellen zu können, ist es hilfreich, typische Atmosphären öffentlicher Räume und Plätze zu bestimmen und sowohl die mit ihnen einhergehenden Befindlichkeiten, als auch die ihnen zugrunde liegenden sinnlich erfahrbaren Umgebungs-konstellationen möglichst genau zu benennen. In diesem Fall zielt die Forschung

17 Vgl. R. Kazig (s. A 6), S. 179 ff.

18 Vgl. J.-P. Thibaud, *La méthode des parcours commentés*, in: M. Grosjean/J.-P. Thibaud (Hrsg.), *L'espace urbain en méthodes*, Marseille 2001.

19 Vgl. J. Hasse, *Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein*, in: J. Hasse (Hrsg.), *Subjektivität in der Stadtforschung*, Frankfurt a.M. 2002; G. Chelkoff/J.-P. Thibaud, *Ambiance sous la ville*, Grenoble 1997.

darauf ab, aus den vielfältigen sich verändernden Formen der atmosphärischen Erscheinung von Plätzen solche herauszuarbeiten, die auch jenseits der konkreten Untersuchungsräume auf Plätzen entstehen können.

Im Folgenden werden ausgewählte Ergebnisse einer Untersuchung vorgestellt, die einen ersten Schritt in dieser Richtung darstellt.²⁰ Die vorgeschlagenen Typen beruhen auf der Untersuchung der Atmosphären eines gewöhnlichen Stadtplatzes, des Bottlerplatzes in Bonn. Obwohl der Platz zentral in der Bonner Innenstadt gelegen und in die Fußgängerzone integriert ist, handelt es sich beim Bottlerplatz eher um einen „Rückseitenplatz“. Er bot sich für eine erste Annäherung an typische Platzatmosphären deshalb an, da er durch seine Nutzung mit Einzelhandelsgeschäften, Dienstleistungsbetrieben und einem Café-Restaurant in den anliegenden Häusern über übliche Funktionen, und seine Ausstattung mit Bäumen, Bänken sowie einem Springbrunnen über eine Vielzahl von gestalterischen Elementen verfügte, die durchaus kennzeichnend für zentrale städtische Plätze sind. Mit Hilfe der oben bereits angedeuteten Methode der „Parcours commentés“ wurden mit insgesamt 40 Personen je zwei Gänge über den Platz unternommen. Der überwiegende Teil der Parcours wurde zu vier unterschiedlichen Zeitpunkten geführt, um eine Annäherung an die zeitliche Dynamik der Platzatmosphären zu ermöglichen.

Da die Untersuchung nur auf einen Platz beschränkt war, sind die im Folgenden vorgestellten typischen Atmosphären nur als erste grobe Elemente einer Typologie zu verstehen, die zu verfeinern und zu erweitern ist. Im Zentrum der Untersuchung stand deshalb in erster Linie der heuristische Wert einer Typenbildung. In diesem Sinn zeigt diese Untersuchung trotz der angesprochenen Einschränkungen in der Reichweite der Typologie sehr gut auf, welches Potenzial eine Typologie von Atmosphären grundsätzlich enthält.

4. Typische Platzatmosphären

4.1. Atmosphäre der Weitung

Eine Atmosphäre der Weitung kann sich beim Betreten eines Platzes einstellen. Sie ist auf die Vergrößerung des Blickwinkels zurückzuführen, die sich beim Betreten eines Platzes aus einer eher schmalen Straße heraus ergeben kann. Die Weitung der Perspektive bezieht sich dabei nicht allein auf die horizontale Weitung des Blickfeldes durch den größeren Abstand zu den begrenzenden Gebäuden. Von besonderer Bedeutung ist dabei auch die Möglichkeit, einen größeren Ausschnitt des Himmels erblicken zu können. Die Deutlichkeit, mit der die Atmosphäre der Weitung auftritt, ver-

20 R. Kazig, Les ambiances types et leurs dynamiques: réflexions théoriques et évidences empiriques d'une place à Bonn, in: J.-P. Thibaud (Hrsg.), Variations d'ambiances. Processus et modalités d'émergence des ambiances urbaines, Grenoble 2007.

ändert sich mit der Helligkeit. Nachts, wenn der Himmel als schwarze Fläche erscheint, ist die Atmosphäre der Weitung deutlich schwächer ausgeprägt. Darüber hinausgehend kann die Ausprägung der Atmosphäre auch durch Bäume bzw. durch den Grad der Belaubung von Bäumen auf dem Platz verändert werden. Große belaubte Bäume auf dem Platz vermindern die Deutlichkeit der Atmosphäre ähnlich wie die Dunkelheit des Himmels. Eine Atmosphäre der Weitung tritt dann besonders in Erscheinung, wenn man einen Platz über eine schmale Straße betritt und sich die Perspektive erst im Augenblick des Betretens des Platzes eröffnet. Ihre Intensität variiert also mit dem Kontrast zwischen zwei unmittelbar hintereinander erfahrbaren Konstellationen der Begrenzung des Blickfeldes.

Für die Passanten ist diese Atmosphäre mit der Empfindung verbunden, weniger eingengt und insgesamt freier zu sein. Da diese Atmosphäre an eine spezifische Form der Veränderung der baulichen Situation gebunden ist, wird sie nur im Bereich weniger Schritte erfahren und geht danach zwangsläufig in eine andere Atmosphäre über. Dennoch wird sie sehr deutlich erlebt, da der Schritt auf den Platz eine abrupte und umfassende Veränderung der sinnlichen Konstellation darstellt. Sie führt dazu, dass das Betreten eines Platzes als ein besonderer Moment erlebt wird.

4.2. Leicht gefährliche Atmosphäre

Eine leicht gefährliche Atmosphäre stellt sich ein, wenn in dem Fußgängerbereich eines Platzes andere Verkehrsteilnehmer als Fußgänger unterwegs sind. Im Fall der Untersuchung am Bonner Platz waren Fahrräder und Lieferverkehr der Hintergrund für die Entstehung einer leicht gefährlichen Atmosphäre. Anstelle von Radfahrern könnten aber auch Skateboardfahrer, Kickboardfahrer oder Inlineskater Auslöser für eine entsprechende Atmosphäre sein. Eine leichte Gefährdung entsteht deshalb, weil ein Zusammenstoß mit einem Fahrradfahrer, einem Autofahrer oder einem Passanten der sich auf Rollen fortbewegt – selbst wenn sie langsam im Fußgängerbereich unterwegs sind – eine höhere Verletzungsgefahr mit sich bringt als der Zusammenstoß mit einem anderen Fußgänger. Eine leicht gefährliche Atmosphäre entsteht jedoch nicht grundsätzlich bei der Präsenz von „beräderten“ Verkehrsteilnehmern in Fußgängerbereichen, sondern ist an die Existenz sehr spezifischer räumlicher Konstellationen gebunden. Sie tritt insbesondere in einer Situation mit Querverkehr auf, d.h. im Bereich von Einmündungen in einen Platz an denen Passantenströme aus unterschiedlichen Richtungen aufeinander treffen. Zusätzlich muss dieser Bereich des Querverkehrs beengt sein, wodurch ein üblicherweise praktiziertes antizipierendes Ausweichen erschwert und auf diese Weise die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes zwischen den Passanten und den „beräderten“ Verkehrsteilnehmern erhöht wird.

Auf der Seite der Subjekte kann eine leicht gefährliche Atmosphäre zuerst durch eine spezifische Form von Aufmerksamkeit beschrieben werden, die man eine sichernde Aufmerksamkeit nennen kann. Der Sehsinn und das Gehör werden in konzentrierter



Abb. 1: Situation in einer Durchgangsatmosphäre (Foto: R. Kazig).

Form dafür eingesetzt, um aus der Querrichtung kommende Passanten und „berärderte“ Verkehrsteilnehmer auszumachen und eine kollisionsfreie Durchquerung dieses Abschnittes zu ermöglichen. Um den Verkehr aus beiden Richtungen überblicken zu können, wird hier auch der Kopf nach links oder rechts gewendet. Bei nahender Gefährdung durch einen Zusammenstoß können auch plötzliche Gesten des Ausweichens erfolgen. Insgesamt führt eine leicht gefährliche Atmosphäre zu einer erhöhten Anspannung und kann kurzzeitig das Gefühl von Stress aufkommen lassen. Da leicht gefährliche Atmosphären an sehr begrenzte Konstellationen des Querverkehrs gebunden sind, werden sie normalerweise schnell durchschritten und danach der Stress wieder abgebaut.

4.3. Durchgangsatmosphäre

Eine Durchgangsatmosphäre ist im Wesentlichen durch die Abwesenheit von systematisch ablenkenden Elementen gekennzeichnet. Sie kann sich dort etablieren, wo weder Störungen beispielsweise in Form von Querverkehr eine absichernde Aufmerksamkeit fordern, noch besonders attraktive Abschnitte ein besonderes Interesse wecken (vgl. Abb. 1). Derartige Voraussetzungen sind insbesondere in wenig attraktiven und

nicht zu stark, aber auch nicht zu gering frequentierten Bereichen von Fußgängerzonen oder auch auf breiten und längeren Fußwegen gegeben. Eine zu geringe Frequentierung kann dazu beitragen, dass die Gespräche oder Schritte einzelner Passanten eine besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Eine zu hohe Frequentierung trägt hingegen dazu bei, dass ähnlich wie bei der leicht gefährlichen Atmosphäre die Umgebung bewusst beobachtet wird, um einen möglichen Zusammenstoß mit anderen Passanten zu vermeiden. Bei einer Frequentierung zwischen diesen beiden Extremen gehen die Gespräche oder Gehgeräusche einzelner Passanten in einer allgemeinen Geräuschkulisse unter, ohne dass gleichzeitig durch zu viele Passanten eine besondere Aufmerksamkeit gefordert wird. Auf einem Platz kann sie sich insbesondere dann einstellen, wenn längere Bereiche ohne Querverkehr bestehen.

Auf der Seite der Passanten kann man sich einer Durchgangs Atmosphäre am leichtesten über die Gestik nähern: Sie ermöglicht ihnen ein ungehindertes Gehen in ihrer individuellen Gehgeschwindigkeit und ihrem individuellen Gehstil. Da das Gehen auf einem ebenen und festen Untergrund eine habituelle Tätigkeit darstellt, erfordert es keine explizite Aufmerksamkeit. Aus eben diesem Grund ist sie für die Passanten mit keiner besonderen Befindlichkeit verbunden. Sie stellt sich dann auf einem Platz ein, wenn nichts Außergewöhnliches den eigenen Rhythmus beeinflusst.

4.4. Gemeinschaftliche Atmosphäre

Eine gemeinschaftliche Atmosphäre entsteht auf städtischen Plätzen in erster Linie in unmittelbarer Nähe zu der Terrasse eines Cafés oder Restaurants, die mit essenden, trinkenden und sich unterhaltenden Gästen besetzt ist (vgl. Abb. 2). Sie beschränkt sich auf den Bereich, in dem ein Blickkontakt zwischen den Passanten und den Gästen entstehen kann und sie die Gespräche der Gäste im Café oder Restaurant hören können. Sie kann aber auch ohne Terrasse entstehen, wenn den Passanten durch große Fenster oder eine gläserne Tür ein leichter Einblick in die besetzten Gasträume ermöglicht ist. Es ist das gemeinsame Essen und Trinken im öffentlichen Raum, das die Grundlage für die Entstehung dieser Atmosphäre bildet, da gemeinsames Essen und Trinken zu den wichtigen Gemeinschaft bildenden Aktivitäten gezählt werden können.²¹

Eine gemeinschaftliche Aktivität steht im deutlichen Kontrast zu der üblichen Situation der anonymen Begegnung einander fremder Passanten im öffentlichen Raum. Ihr unmittelbares Erleben kann sich für Passanten in zwei einander gegensätzlicher Befindlichkeiten ausdrücken: Auf der einen Seite kann sie als gemütlich empfunden werden und Passanten zum Verweilen und sich Hinsetzen anregen. Die unmittelbare Nähe zu einer gemeinschaftlichen Aktivität wird hierbei als Anregung empfunden, den anonymen Raum des Passierens zu verlassen und in der (vermeintlichen) Geborgen-

21 Vgl. J.-C. Kaufmann, *Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen*, Konstanz 2005, S. 100 ff.



Abb. 2: Situation in einer gemeinschaftlichen Atmosphäre (Foto: R. Kazig).

heit der Gemeinschaft zu verweilen. Sie kann auf der anderen Seite aber auch mit dem Gefühl von Unwohlsein und dem Wunsch verbunden sein, den Bereich der unmittelbaren Nähe der Terrasse umgehend zu verlassen. In diesem Fall wird das anonyme Vorbeigehen in unmittelbarer Nähe einer gemeinschaftlichen Aktivität als potenzielle Störung dieser Aktivität empfunden, der sich die entsprechenden Passanten nur ungern aussetzen möchten. Aus genau diesem Grund dürften insbesondere um Restaurantterrassen herum Abgrenzungen aufgebaut werden. Sie helfen, auf der Terrasse eine gemeinschaftliche Atmosphäre zu wahren, indem sie diese von der Anonymität des öffentlichen Raumes abgrenzen.

4.5. Atmosphäre ästhetischer Anregung

Ein typischer Ort, an dem eine Atmosphäre ästhetischer Anregung besteht, ist ein Kunstmuseum. Ein Blick auf die spezifischen räumlichen Konstellationen in einem Kunstmuseum und die idealtypische Kennzeichnung der Befindlichkeit seiner Besucher stellt deshalb einen hilfreichen Zwischenschritt für das Verständnis der Entstehungsbedingungen einer Atmosphäre ästhetischer Anregung auf einem städtischen

Platz dar. In seiner Umweltkonstellation ist ein Kunstmuseum dadurch gekennzeichnet, dass Kunstwerke ausgestellt sind, denen sich Betrachter ungestört nähern können. Die ungestörte Betrachtung wird dadurch ermöglicht, dass in einem Kunstmuseum nur leise gesprochen wird und sich die Besucher nur langsam fortbewegen. Die Besucher eines Museums setzen sich intensiv und konzentriert mit den ausgestellten Kunstwerken auseinander. Ihre Aufmerksamkeit ist dabei auf die Formen der Darbietungen gerichtet. Die Betrachtung der Kunstwerke kann mit Beurteilungen der ausgestellten Kunstwerke einhergehen und durchaus von leisen Gesprächen zwischen miteinander bekannten Besuchern begleitet sein.

Im Unterschied zu einem Kunstmuseum erwarten Passanten auf einem städtischen Platz zunächst einmal keine Elemente, die den Status von Kunstobjekten haben. Die Entstehung einer Atmosphäre ästhetischer Anregung ist deshalb daran gebunden, dass Passanten gegenüber Objekten eines Platzes systematisch eine ästhetische Aufmerksamkeit entwickeln. Diese Voraussetzung wird dann erfüllt, wenn bestimmte Objekte des Platzes durch die Besonderheit ihrer Form Aufmerksamkeit erregen und die außerdem quasi selbstverständlich in das Blickfeld der Passanten fallen. Im Fall der Untersuchung des Bonner Platzes erfuhr insbesondere das historische Stadttor an der Stirnseite des Platzes eine ästhetische Aufmerksamkeit, weil die Passanten während einer längeren Passage auf das Tor blicken konnten und es sich darüber hinaus als mittelalterliches Bauwerk deutlich vom Stil der umgebenden Bauten abhob. Nachts wurde dieser Effekt zusätzlich durch die Illumination des Bauwerkes verstärkt.

Ähnlich wie oben für die Situation in Kunstmuseen beschrieben, beginnen die Passanten in diesem Teil des Platzes sich mit der Form des Bauwerkes sowie dessen Kontrast zu den umgebenden Bauten auseinander zu setzen. Sie verlangsamen dabei tendenziell auch ihre Gehgeschwindigkeit, um ihre Aufmerksamkeit besser auf die Betrachtung der baulichen Situation richten zu können. Eine Atmosphäre ästhetischer Anregung kann sich nur unter besonderen Rahmenbedingungen entwickeln und aufrecht erhalten. Zusätzlich zu der Existenz eines Objektes, das Passanten systematisch zur Entwicklung einer ästhetischen Aufmerksamkeit anregt, muss außerdem die Möglichkeit eines Innehaltens geboten sein. Sie ist insbesondere durch eine nicht zu große Passantenfrequenz gegeben, die den Passanten ermöglicht, ohne Risiko einen langsameren Rhythmus einzunehmen.

Das hohe Maß an Voraussetzungen für die Entwicklung einer Atmosphäre ästhetischer Aufmerksamkeit stellt auch ein Dilemma für eine adäquate Beachtung von Kunst im öffentlichen Raum dar. Kunstobjekte im öffentlichen Raum müssen zunächst einmal überhaupt wahrgenommen werden. Während der Untersuchung des Bonner Platzes war auf dem Platz für eine begrenzte Zeit eine Metallskulptur auf dem Platz aufgebaut. Keiner der Untersuchungsteilnehmer hat während dieser Zeit die Skulptur überhaupt wahrgenommen, so dass hier noch nicht einmal ein Anstoß für eine ästhetische Aufmerksamkeit entstehen konnte. Wenn Kunst im öffentlichen Raum platziert

wird, müssen auch die Bedingungen bedacht werden, damit sie überhaupt als Kunst wahrgenommen werden kann und sich eine ästhetische Aufmerksamkeit ausbilden kann.

5. Zum Verhältnis von empirischer Atmosphärenforschung und Planung

Die vorausgehenden Ausführungen konnten verdeutlichen, dass Atmosphären keineswegs eine übertrieben innenorientierte Perspektive auf den öffentlichen Raum lenken und seinem subjektiven Erleben eine zu große Bedeutung zukommen lassen, die möglicherweise nur ausgewählten Besuchern zugute kommt. Mit ihrer pragmatischen Dimension stehen Atmosphären in einer engen Beziehung zur Nutzung öffentlicher Räume und berühren in erheblichem Maß die Frage ihrer Nutzbarkeit. Sowohl die Durchgangsatmosphäre, die gemeinschaftliche Atmosphäre als auch die Atmosphäre ästhetischer Anregung beziehen sich auf Aktivitäten, die im öffentlichen Raum ausgeführt werden können. Das reine Durchqueren, das gemeinsame Verweilen und die ästhetische Anschauung bedürfen jeweils spezifischer sinnlich erfahrbarer Umweltbedingungen, unter denen sie besonders leicht ausgeführt werden können. Erkenntnisse aus der empirischen Atmosphärenforschung liefern insofern mehr als nur einen Beitrag zum Verständnis der Bedeutung der Umgebungsqualitäten für die Befindlichkeit der Nutzer öffentlicher Räume. Sie tragen auch zu einem besseren Verständnis der notwendigen sinnlich erfahrbaren räumlichen Konstellationen bei, unter denen bestimmte Aktivitäten im öffentlichen Raum besser ausgeführt werden können.

Die vorgestellten typischen Platzatmosphären haben zunächst einmal verdeutlicht, dass es durchaus typische Atmosphären von Plätzen gibt, die nicht das Ziel einer gestalterischen Intention darstellen dürften. Die leicht gefährliche Atmosphäre ist in diesem Sinn als nicht intendierte Folge von baulichen und regulierenden Maßnahmen zu verstehen. Sie weist vielmehr auf eine Konstellation hin, die von Seiten der Planung eher vermieden werden oder allenfalls aufgrund anderer Planungsziele bewusst in Kauf genommen werden sollte. Die auf eine Typologie zielende empirische Atmosphärenforschung kann also durchaus einen sinnvollen Beitrag liefern, auf ungewünschte oder problematische Konstellationen im öffentlichen Raum hinzuweisen. Indem sie darüber hinausgehend auch die Elemente benennt, die zur Ausprägung einer entsprechenden Atmosphäre führen, kann sie für Planer durchaus eine Hilfestellung bieten, die notwendigen Elemente zu verändern und so die nicht gewünschte Atmosphäre erst gar nicht entstehen zu lassen bzw. sie zeitlich, räumlich oder in ihrer Intensität einzuschränken.

Schwieriger stellt sich die Nutzung der Ergebnisse der empirischen Forschung als Hilfestellung für die konkrete Gestaltung von Atmosphären dar. Hier kann die empirische Forschung zwar die Elemente benennen, die beispielsweise für die Entstehung einer Durchgangsatmosphäre unbedingt notwendig sind. Da spezifische Atmosphären

jedoch durch kleinste Änderungen der sinnlich erfahrbaren Umwelt gestört oder verändert werden können, lässt sich allein auf Grundlage der Kenntnis der unbedingt notwendigen Elemente nie mit Sicherheit vorhersagen, ob die gewünschte Atmosphäre tatsächlich entsteht. Die empirische Forschung kann aber auch hier Hinweise auf Umgebungskonstellationen geben, die vermieden werden müssen, weil sie systematisch der Entwicklung einer gewünschten Atmosphäre entgegenstehen. Möchte man beispielsweise einen architekturhistorischen Pfad in der Stadt entwickeln und damit die ästhetische Betrachtung bestimmter Bauwerke anregen, gilt es nicht nur die Bauwerke bewusst auszuwählen, sondern auch in Betracht zu ziehen, ob überhaupt Beobachterpositionen eingenommen werden können, die ein ungestörtes Verweilen und die daran anknüpfende Entwicklung einer ästhetischen Aufmerksamkeit zulassen.

6. Ausblick

Die Atmosphärenforschung kann in Deutschland inzwischen auf eine langjährige Tradition zurückblicken. Durch ihre Entwicklung in der Philosophie war sie verständlicherweise zunächst durch eine deutliche Empirieferne gekennzeichnet. Auf diese Weise haben sich bisher wenige Berührungen zwischen den Atmosphärenforschern auf der einen und den mit der Gestaltung von Atmosphären befassten Praktikern auf der anderen Seite ergeben. Lediglich im Bereich der Einkaufsatmosphären hat sich durch die Marktnähe des Wissens schon seit einiger Zeit eine Verwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse für die gestaltende Praxis herausgestellt, wenn auch dieser Bereich der Atmosphärenforschung durch Defizite in der theoretischen Auseinandersetzung gekennzeichnet ist.

Mit der Einführung des Atmosphärenbegriffs in die sozial- und kulturwissenschaftliche Architektur- und Stadtforschung deutet sich eine neue Phase der Atmosphärenforschung an, die – wie auch das hier vorgestellte Projekt – nun stärker empirisch ausgerichtet ist. Sie dürfte auch vom gestiegenen Interesse am Zusammenspiel von Materialität, Sinnlichkeit und Körperlichkeit auf Seiten der Kulturgeographie²² profitieren, das dem Anliegen der Atmosphärenforschung sehr nahe steht. Da im Bereich der Atmosphärenforschung derzeit ein internationales Netzwerk an Forschern und Praktikern im Entstehen ist,²³ dürfte die empirische Atmosphärenforschung auch aus dieser Richtung einen zusätzlichen An Schub erhalten. Insgesamt zeichnen sich damit vielversprechende Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Weiterentwicklung der Atmosphärenforschung als Teil einer empirischen Architektur- und Stadtforschung ab.

22 Vgl. z.B. P. Harrison, *Making sense: embodiment and the sensibilities of the everyday*, in: *Environment and Planning D* Vol. 18 (2000), S. 497-517.

23 Vgl. <http://www.cresson.archi.fr/AMBIANCE2008.htm>

Die Atmosphäre des orientalischen Bazars

1. Vorbemerkungen

Der Beitrag diskutiert, reflektiert und konstruiert mit Hilfe der materiellen Verortungen die Atmosphäre des innerstädtischen Marktes in den Altstädten Aleppo/Syrien, Fès/Marokko, Damaskus/Syrien, Istanbul/Türkei, Kairo/Ägypten, Kairouan/Tunesien, Marrakech/Marokko, Meknès/Marokko, Tripolis/Libyen und Tunis/Tunesien sowie in weiteren Städten der Länder Nordafrikas und Vorderasiens, die vom Verfasser mehrfach besucht wurden.

„En apercevant les boutiques du quartier des bazars du Caire, le promeneur est surpris par leur grand nombre et par leur aspect simple et coloré. Les vendeurs, vêtus de grandes robes, tantôt riches de tons, tantôt d'un bleu indigo plus ou moins passé, sont accroupis dans une sorte de grande caisse dont on aurait enlevé un côté, afin de laisser voir l'intérieur. Les couleurs des étalages où l'on vend des toiles de tentes, des babouches, des cuivres ciselés, des selles de chameaux, les harnachements des petits ânes, créent des associations de rouge, jaune, bleu et or, qui, dans un pays moins ensoleillé, seraient criardes; mais, au Caire une lumière abondante les fond en de riches harmonies.“¹

So beschreibt kurz nach Beginn des 20. Jahrhunderts G. Martin die Einzigartigkeit und die Vielfalt des orientalischen Bazars von Kairo. Ausgehend von diesen Eindrücken setzen sich die nachfolgenden Überlegungen in vier Punkten mit der Atmosphäre des innerstädtischen Marktes in den Altstädten der Länder Nordafrikas und Vorderasiens auseinander. Im ersten Abschnitt werden normative Definition und Genese der Atmosphäre diskutiert, um einen analytischen Zugang und eine interpretierende Annäherung zum Gegenstand zu ermöglichen. Der zweite Teil skizziert den Bazar als schickliche und ordentliche Konzeption westlicher Wissenschaft, auf dessen Basis die Atmosphäre des orientalischen Bazars verstanden werden kann. Der Bazar wird als materieller Ort, als Ort eines funktionalen Zwecks (Bazarökonomie) und als Handlungen induzierender Ort definiert. Danach erfolgt die versuchsweise Schilderung der Genese der Atmosphäre des orientalischen Bazars aus der Perspektive des Subjekts,

1 G. Martin, Les Bazars du Caire et les Petits Métiers Arabes, Paris 1910, S. 7.

je nachdem, ob es als fremder Passant, als orientierungsloser Marktgänger oder wissender Eingeweihter im Bazar verweilt: hierbei entstehen grob skizziert drei differente, ineinandergreifende Dimensionen der Atmosphäre des orientalischen Bazars je nach Wahrnehmungs-, Einfühlungs- und Projektionsvermögen des jeweiligen Subjekts. Der touristische Passant erlebt die Atmosphäre der Belastung, der interessierte Kunde fühlt die Atmosphäre des Aufschließens und der eingeweihte Marktgänger spürt die Atmosphäre der Projektion. Abschließend wird auf die derzeit sehr dynamisch ablaufenden baulichen Modifikationen des Bazars verwiesen, die zum graduellen Verflachen und partiellen Verschwinden der Atmosphäre des orientalischen Bazars führen.

2. Methodische Reflexion: Die mehrfach subjektive Wahrnehmung der Atmosphäre oder die Fabrikation des orientalischen Bazars

Atmosphäre, so wie sie nachfolgend verstanden wird, bezeichnet eine „ätherisch-gefühlsräumliche“ Dimension,² die wahrnehmende Menschen an einem Ort der Lebenswelt herstellen und aufspannen, ob sie wollen oder nicht wollen. Atmosphäre entsteht durch die Wechselwirkung zwischen dem wahrnehmenden Passanten des Bazars und den wahrgenommenen Phänomenen, die den Bazar als Ding ausmachen, den Menschen, die sich im Bazar aufhalten und den Handlungen der Menschen im Bazar. Das „Zusammenspiel alles und aller Anwesenden“, die „symbolisch dicht ‚gepackte‘ Synthese präsentativer Praktiken und bedeutungskomplementärer Gefühlsuggestionen“³ lassen die Atmosphäre des orientalischen Bazars für ein Subjekt entstehen. Der individuelle Kontext, die emotionale Dimension und die intellektuelle Kompetenz des Subjektes spielen dabei im Hinblick auf die Frage eine wichtige Rolle, inwieweit die Atmosphäre des orientalischen Bazars gedacht, erlebt, gefühlt und vom Subjekt erkannt wird. Die Wege zur Herstellung der Atmosphäre sind für ihre methodische Analyse bedeutend, da der Prozess der Fabrikation der Atmosphäre selbst Teil der Atmosphäre ist. Mit J. Hasse⁴ kann man das „Ziel der Einrichtung“, den „Zweck leiblicher Kommunikation“ und die „zwischenmenschlichen Produkte sozialer Verläufe“ als grund-

2 Zum Begriff der Atmosphäre in seiner wissenschaftlichen Problematik vgl. den Beitrag von J. Hasse in diesem Heft: J. Hasse, Die Stadt als Raum der Atmosphären. Zur Differenzierung von Atmosphären und Stimmungen. Dort findet sich teilweise die weiterführende einschlägige Literatur diskutiert und bewertet. Anregungen für die vorliegenden Überlegungen und nachfolgenden Ausführungen gehen unter anderem auch auf nachfolgende Lektüren zurück: G. Böhme, Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a.M. 1995 und ders., Anmutungen. Über das Atmosphärische, Ostfildern vor Stuttgart 1998; J. Hasse, Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein, in: ders. (Hrsg.), Subjektivität in der Stadtforschung, Natur – Raum – Gesellschaft 3, Frankfurt a.M. 1998, S. 61-113; H. Schmitz, Gefühle als Atmosphären und das affektive Betroffensein von ihnen, in: H. Fink-Eitel / G. Lohmann, (Hrsg.), Zur Philosophie der Gefühle, Frankfurt a.M. 1993, S. 33-56; H. Tellenbach, Geschmack und Atmosphäre. Medien menschlichen Elementarkontaktes, Salzburg 1968.

3 Vgl. den Beitrag von J. Hasse in diesem Heft.

4 Ebda.

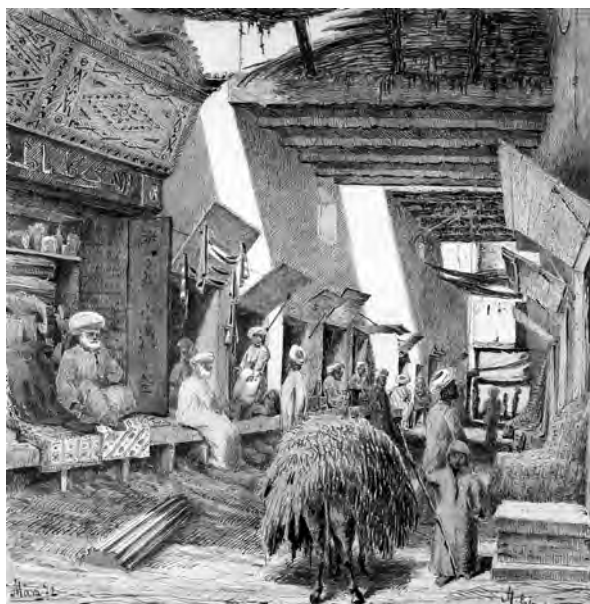


Abb. 1:
Orientalischer Bazar;
Zeichnung 1873 von Max Eyth
(Ulm, Ulmer Museum).

legende Ausgangsphänomene der Atmosphäre sehen. Um einen analytischen Zugang zur Atmosphäre des orientalischen Bazars zu erhalten, scheint es sinnvoll, den komplexen Vorgang der Produktion der Atmosphäre gedanklich in vier Dimensionen zu zerlegen: Sinne, Kognition, Emotion und Phantasie.

Die wichtigsten Dimensionen unserer Erfahrungsmöglichkeiten der Welt sind die bekannten Sinne, die es dem Menschen ermöglichen zu sehen, zu hören, zu riechen, zu tasten und zu schmecken. Wir lernen im Verlauf unserer Sozialisation, die Fähigkeiten unserer Sinne zu nutzen und zu schärfen. Damit ist die Art der sinnlichen Wahrnehmung von der kulturellen Prägung des Menschen abhängig. Allerdings bestehen die kulturellen Differenzen nicht nur von Ort zu Ort, sondern auch von Milieu zu Milieu. Das Dechiffrieren der Welt ist jedoch erst mit kognitiver Erkenntnis und emotionaler Empfindung möglich. Beide Erlebniskategorien sind an sinnliche Wahrnehmung gekoppelt. Die meisten Konstruktionen, die mit sinnlichen Wahrnehmungen einhergehen, beziehen sich auf Phantasien im Sinne mentaler und emotionaler Hypothesen über die Welt. Insbesondere H. Lehmann⁵ verweist auf die Rolle der Phantasie beim Entstehen von Atmosphäre an einem Ort: „Der Phantasie muss ein gewisser Spielraum bleiben, der (meist unbewusste) Prozess des Vergleichens, Erratens und Identifizierens darf dem Betrachter nicht völlig abgenommen werden“. Dies bedeutet, dass es von unserer Phantasie abhängt, was und wie wir die gegebene und die gemachte Welt wahr-

5 H. Lehmann, *Essays zur Physiognomie der Landschaft*, Wiesbaden 1986, S. 165.

nehmen und wahr fühlen. Spätestens bei Erwähnung der Phantasie drängt sich im Zusammenhang mit dem Bazar der Diskurs des Orientalismus⁶ auf, der sich seit der Aufklärung in Europa Bahn bricht und bei der Interpretation und der Deutung kultureller Phänomene in den Ländern Nordafrikas und des Vorderasien immer noch eine erhebliche Rolle spielt.⁷

Eine einheitliche Atmosphäre des orientalischen Bazars, die z.B. von westlichen Touristen empfunden und hergestellt wird, ist jenseits der individuellen subjektiven Dimension der Wahrnehmung potentiell möglich, da zahlreiche westliche Touristen bezüglich ihrer subjektiven Wahrnehmung eine mehr oder weniger gleichgerichtete Sozialisation erfahren haben, um sich in Gemeinschaft in dieser Welt orientieren zu können. Dazu ist es irrelevant, in welchem Referenzsystem Zeichen und Metaphern des Bazars gelesen werden, da jedes Subjekt mit seinen eigenen Erfahrungen und Möglichkeiten im Kontext seiner Kultur und seines Milieus die Welt deutet.

Allerdings verändert sich der Zugang zur Atmosphäre und damit die Atmosphäre selbst, je nachdem ob man sich als flüchtiger Tourist, als interessierter Passant, als intellektueller Flaneur, als engagierter Marktgänger oder als einheimischer Eingeweihter im Bazar befindet. Jeder genannte Typ wird als Individuum eine modifizierte Atmosphäre des orientalischen Bazars wahrnehmen.⁸ Ein intensives Erleben der dichten und sinnlichen Atmosphäre des orientalischen Bazars wie es A. Meddeb⁹ als Ich-Erzähler aus der Perspektive des einheimischen Eingeweihten in seinem Roman „Talismano“ imaginiert, gelingt nur im Kontext einer arabischen, ortsbezogenen Sozialisation und einer aufgeklärten europäisch-literarischen Reflexion als Schriftsteller. Die geschilderte Atmosphäre ist für den europäischen Passanten – ohne die erlebte Geschichte und ohne die Lektüre des Buches – nicht erfahrbar. Für den westlichen Marktgänger aufschlussreich beschreibt der präzise Beobachter E. Canetti¹⁰ den Bazar von Marrakech und produziert, ähnlich wie W.M. Weiss,¹¹ benutzbare, schriftstellerische Visio-

6 E. Said, *Orientalism*, New York 1979.

7 A. Escher, Arabische Welt, islamische Welt oder Orient? Ein Plädoyer für „Arabische Welt“ und „Islamische Welt“ gegen „Orient“, in: *Praxis Geographie* 35/3, (2005), S. 4-11. Heute trifft man Orientalismus insbesondere in der Tourismuswerbung: Der Orient wird mit den Phrasen „Fest für die Sinne“ und „Oase für die Sinne“ angepriesen. Die „sinnliche Wahrnehmung“, die in den Industrieländern aufgrund der totalen, funktionalen Strukturierung von Raum und Zeit vermieden, bzw. reduziert wird, darf und soll man in den Ländern, die jenseits des Wassers im Orient liegen, finden. Der Orientalismus geht als lebender Diskurs und als gedankliche Referenzfolie in die Herstellung der Atmosphäre des orientalischen Bazars beim westlichen Touristen unweigerlich mit ein. Die orientalistisch geprägte Phantasie erweist sich, wie später deutlich wird, für den Besucher des Bazars letztlich als „Sackgasse“ bei der Wahrnehmung der Atmosphäre.

8 An dieser Stelle darf nicht vergessen werden, dass der Verfasser dieser Zeilen ebenfalls der subjektiven Wahrnehmung der Atmosphäre unterliegt, wenn er auch fähig zu sein glaubt, sich in unterschiedliche Positionen einfühlen zu können.

9 A. Meddeb, *Talismano*, Heidelberg 1993.

10 E. Canetti, *Die Stimmen von Marrakech*. Aufzeichnungen nach einer Reise, Frankfurt a.M. 1985.

11 W.M. Weiss, *Der Basar*. Mittelpunkt des Lebens in der islamischen Welt, München 2000.

nen, die einen Eingang in die verschiedenen Dimensionen der Atmosphäre des orientalischen Bazars aufzeigen. Schließlich ermöglicht es das bi-kulturelle Autorinnenpaar E. Heller und H. Mosbahi,¹² an der Bazaratmosphäre der eingeweihten Marktgänger zu partizipieren. Grundlegend kann man in Sachen Erfahrung der Atmosphäre des orientalischen Bazars festhalten: „je länger man durch das Labyrinth flaniert, desto bereitwilliger übergibt man sich dem fließenden Treiben“.¹³

3. Die schickliche und ordentliche Konzeption des orientalischen Bazars

Der Bazar im Orient wird von der deutschsprachigen Geographie „als das entscheidende wirtschaftliche und finanzielle Steuerungszentrum von grundlegender Bedeutung für die Stadt im islamischen Orient“¹⁴ bezeichnet. „Dem Bazar kommt aber nicht nur für die Definition der ‚orientalisch-islamischen‘ Stadt eine herausgehobene Bedeutung zu; er prägt sie auch in vielfacher Hinsicht. In ihm laufen die wesentlichen wirtschaftlichen Prozesse ab, und seine Bauten gehören zu den eindrucksvollsten architektonischen Schöpfungen der Städte Nordafrikas und Vorderasiens“.¹⁵ Bei der weitergehenden Beschreibung des Bazars macht E. Wirth¹⁶ fünf Punkte aus, die bei der Charakterisierung der Bazare von Bedeutung sind:

- 1) Die zentrale Lage des Bazars im Innern der Stadt;
- 2) der Bazar ist durch Form, Funktion und Stil seiner Bausubstanz beschreib- und abgrenzbar;
- 3) das Warenangebot präsentiert sich als Branchenkonzentration und Branchensortierung von Einzelhandel und Gewerbe; Handwerk und Großhandel sind verflochten;
- 4) Händler, Handwerker und Bedienstete sowie
- 5) Kunden, als städtisches und ländliches Publikum, die den Bazar bevölkern.

Damit offenbart sich der Bazar als der öffentliche Raum in der Stadt: „Der Suq ist das Forum der Öffentlichkeit“, konstatieren E. Heller und H. Mosbahi.¹⁷ Trotz der öffentlichen Funktion ist der Bazar in jeder Hinsicht ein geschlossener und abgeschlossener Ort, wie T. Zannad¹⁸ formuliert: „Le souk permet de contenir et de passer mais demeure un espace fermé, par conséquent exclu“. Und zusätzlich lässt sich festhalten: „Ströme von Menschen, Waren, Informationen und Zahlungen treffen sich im Bazar

12 E. Heller / H. Mosbahi, *Hinter den Schleiern des Islam. Erotik und Sexualität in der arabischen Kultur*, München 1993.

13 W.M. Weiss (s. A 11), S. 39.

14 E. Wirth, *Die orientalische Stadt im islamischen Vorderasien und Nordafrika. Städtische Bausubstanz und räumliche Ordnung, Wirtschaftsleben und soziale Organisation*, Mainz 2000, S. 151.

15 Ebda., S. 151.

16 Ebda.

17 E. Heller / H. Mosbahi (s. A 12), S. 192.

18 T. Zannad, *Symboliques Corporelles et Espaces Musulmans*, Tunis 1984, S. 45.

als dem Knotenpunkt raumübergreifender Kontakte“.¹⁹ Den grundlegenden Zweck des Bazars sieht E. Wirth²⁰ im „zusammenfassenden Charakter des Warenangebots mit Nachfrageklientel“. Die Thesen von C. Geertz²¹ zum Bazar gehen einen Schritt weiter:

„The bazaar is more than a place set aside where people are permitted to come each day to deceive one another, and more, too, than one more demonstration of the truth that, under whatever skies, men prefer to buy cheap and sell dear. It is a distinctive system of social relationship centering around the production and consumption of goods and services.“²²

Die zweckdienliche Dynamik, welche hinter der Organisation des Bazars steht, formuliert C. Geertz²³ folgendermaßen:

„To start with a dictum, in the bazaar information is generally poor, scarce, maldistributed, inefficiently communicated, and intensely valued. Neither the rich concreteness or reliable knowledge that the ritualized character of nonmarket economies makes possible, nor the elaborate mechanisms for information generation and transfer upon which industrial ones depend, are found in the bazaar – neither ceremonial distribution nor advertising; neither prescribed exchange partners nor product standardization.“

Kurz zusammengefasst und auf eine Formel gebracht: „The search for information one lacks and the protection of information one has is the name of the game.“²⁴ Auf dieser Basis ist nicht nur die Architektur und die Präsentation der Ware sowie die ökonomische Organisation, sondern auch das soziale Verhalten und strategische Handeln der Händler, Handwerker, Bediensteten, Kunden und Passanten im Bazar zu interpretieren und zu verstehen. Die angeführte Erkenntnis und die theoretisch formulierten Rahmenbedingungen für die Statik und Dynamik des Bazars ist letztlich für die Atmosphäre des orientalischen Bazars verantwortlich, denn die Abwesenheit von Information und die Suche nach Information sowie der alle Parteien zufriedenstellende Austausch von Waren kann nur ohne Chaos erfolgen, wenn die schickliche Konstruktion des Bazars die nachfolgend beschriebene Atmosphäre zulässt, denn die Atmosphäre entsteht auf dem Rücken der Materialität des Bazars und der agierenden Marktgänger. Die Atmosphäre trägt wiederum als eine den Bazar konstituierende Dimension zur Stabilisierung der dynamischen, wirtschaftlichen Aktivitäten, die das Rückgrat gesellschaftlicher Organisation bilden, bei.

19 E. Wirth (s. A 14), S. 151.

20 Ebda.

21 C. Geertz, Suq: the bazaar economy in Sefrou, in: C. Geertz / H. Rosen (Hrsg.), Meaning and order in Moroccan society. Three essays in cultural analysis, Cambridge 1973, S. 124.

22 Ebda., S. 124.

23 Ebda., S. 124 ff.

24 Ebda., S. 125.

4. Die Atmosphäre der allumfassenden Belastung in der Orientierungslosigkeit

Umgebung, Hintergrund und Rundherum des Bazars, die vorhandenen Mauern und die begrenzenden Wände, die präsentierten Waren und die hergestellten Produkte sowie die anbietenden Menschen, die produzierenden Handwerker und die suchenden Marktgänger produzieren eine „Flut an Sinnesreizen“,²⁵ die den passiven Passanten bedrängen und die der Marktgänger zu verarbeiten hat; sie produzieren die allumfassende Atmosphäre des orientalischen Bazars.

„Am Anfang ist es oft sanftes Entsetzen. Man betritt den Bazar und tausenderlei Gerüche – von Blut und Balsam und Gewürzen und Dung – steigen einem in den Kopf.“²⁶ Der Ort des Bazars wird durch den Geruch bestimmt, dabei ist es aber nicht ein spezifischer oder festgelegter immer wiederkehrender Geruch, nein, es ist der Wechsel aller möglichen sich gegenseitig ausschließenden Gerüche, die den Ort des Bazars ausmachen. „Es ist würzig in den Suks, es ist kühl und farbig. Der Geruch, der immer angenehm ist, ändert sich allmählich, je nach der Natur der Waren“, schreibt der Flaneur E. Canetti²⁷ im Bazar von Marrakech. Allerdings kann ein extremer Geruch, mit dem man positive Gefühle verbindet, einen anderen extremen Geruch, den man meidet, ablösen. Dazwischen treten Gerüche auf, je nachdem welche Waren angeboten werden, die einen herrlichen Duft oder einen abscheulichen Gestank verströmen. Die dynamischen Aktivitäten der Händler und das Gedränge der Passanten sowie die Tätigkeiten der Handwerker erzeugen und wirbeln feinen Staub auf, der den Besucher umfängt. „Ein Staubbad nimmt man, das man auf der Zunge schmeckt.“²⁸ Der Staub der Straße, der Staub der unzähligen, unterschiedlichen und vielfachen Waren von Fellen über Häute bis Leder legt sich fein über die Ränder des Bazars und stapelt sich in seinen Ecken.

Die Abwesenheit der Stille lässt den Lärm als Hintergrund erscheinen. „Die Ohren werden von den heiseren Rufen der Träger und vom kehligen Klagen der Bettler drangsaliert.“²⁹ Dazu stehen die immer wiederkehrenden Ansprachen und die Ausrufe der ambulanten Händler, der Saft-, Wasser-, Gemüse- und Obstverkäufer, die ihre Waren auf Karren durch die Bazargassen schieben oder am Körper tragen, im lärmenden Gegensatz zum sitzenden Schweigen der Händler in den Läden. Dazwischen verändern die regelmäßigen Gebetsrufe des Muezzins die atmosphärische Stimmung in den Gassen des Bazars und dominieren kurzzeitig das gesamte Geschehen. Gehen und Flanieren im Bazar wird je nach Tageszeit unweigerlich zum Drängen und Tasten durch die Menge der Menschen. „Und die Menschen kommen einem näher [...],

25 W.M. Weiss (s. A 11), S. 39.

26 Ebda., S. 39.

27 E. Canetti (s. A 10), S. 17.

28 W.M. Weiss (s. A 11), S. 39.

29 Ebda.



Abb. 2: Im Bazar von Fez
(Bild: Anton Escher, 2001).



Abb. 3: Im Bazar von Marrakech
(Bild: Eva Riempp, 2007).

verfolgen mit ihren Blicken, wollen begreifen, suchen Kontakt.³⁰ Unweigerlich kommt der eilige Passant in körperlichen Kontakt mit anderen Marktgängern des Bazars; ungewollt und gewollt wird er angerempelt und angefasst. Dabei tastet sich der Besucher an den begrenzenden Mauern entlang, weicht den schwer tragenden Eseln und Mauleseln, die unter den befehlenden Rufen ihrer Treiber sich einen Weg durch die Menschenmenge bahnen, aus.

Alle Sinne sind durch eine Dauerbelastung, die permanent auf den Menschen einwirken, beansprucht, denn sie müssen sich auf die übergroße Vielfalt einstellen, wie die ungeheuerliche Zahl an unterschiedlichen Märkten im Bazar von Aleppo, der hier stellvertretend für alle orientalischen Bazare genannt sei, belegen: „Nowadays the suqs house about 6.000 shops, 2.000 of which are distributed along the main road [...] and 4.000 stretched over 37 suqs, 15 khans and tens of qaysariyas.“³¹ Diese Belastung erzeugt eine grundlegende Anspannung des unbeteiligten Passanten. Die Sinne liegen blank und reagieren beim auswärtigen Besucher in vorher nicht gekanntem Maße. Hin-

30 Ebda.

31 A. Hadjar, *Historical Monuments of Aleppo*, Aleppo 2000, S. 33.

zu kommt der unmittelbare Wechsel der Sinneseindrücke, die von Genuss bis zu Ekel reichen. „Anziehend“ und „abstoßend“ tritt beim Herumschlendern nicht nur gleichzeitig, sondern auch gleichörtlich auf. Der materielle Rahmen des Bazars begrenzt alle optischen Wahrnehmungen über den Bazar hinaus. „Steht man in dem Lichtdom aus Sonnenstrahlen, die hie und da in die Gewölbe hereinbrechen, überschwemmt ein Farbenmeer die Augen.“³² Die dunklen Mauern erscheinen eng und weit, hoch und niedrig, einfach und komplex; sie lassen es nicht zu, darüber hinaus zu sehen. „Das Licht der Bazare [...] hat mehr mit dem matten Schein gemütlicher Wohnstuben und der punktuellen Beleuchtung von Unterwelten gemein, es ist mehr der Schatten, der das Licht hervorhebt“,³³ schreibt der Photograph K.-M. Westermann. Gemeinsam mit dem Licht, das in den Bazar dringt, erzeugen die Mauern eine Umgebung von Hell und Dunkel, von Weiß und Schwarz, von Blendung und Finsternis, die eine Orientierung zu den Rändern des Bazars hin unmöglich macht. Der flanierende Passant vergisst und/oder verliert die räumliche Orientierung und die zeitliche Fixierung, da ihm durch die bauliche Struktur und durch die Lichtverhältnisse eine Sicht über den Bazar und über die Waren hinaus genommen wird.

5. Die Atmosphäre der dynamischen Aufgeschlossenheit in der Isolation

Die begrenzte Enge, die hohe Geschlossenheit und die räumliche Abschirmung des Bazars führen zur Konzentration und zur Intensitätssteigerung sowie zur Ausrichtung der Wahrnehmung des aktiven Marktgängers auf die im Bazar präsentierten Waren. Im Inneren des Bazars dreht sich die Begrenzung um:

„Hier gibt es keine Wände und keine Mauern. Alles wird vor den Augen der Käufer und Passanten produziert. Und alles, was produziert wurde, wird stolz zur Schau gestellt: der Suq ist eine riesige Schaubühne, ein kolossales Theater. Der Suq ist Corso, Piazza und Passage der arabischen Welt. Es ist der Ort, an dem man alles sehen und alles zeigen kann.“³⁴

Die farblosen Mauern und die kahlen Wände verweisen die Wahrnehmung der vorbeigehenden Passanten unweigerlich auf die ausgestellten, aufgeschlossenen Waren und die mit den Waren agierenden Menschen. Die Anhäufung der Läden, die Offenheit der Geschäfte und die aufdringlichen Auslagen sowie die anbietenden Händler verdichten die Wahrnehmung der angebotenen Waren. „Es wird sozusagen alles auf

32 W.M. Weiss (s. A 11), S. 39.

33 K.-M. Westermann, Das Licht der Basare, in: W.M. Weiss, Der Basar, Mittelpunkt des Lebens in der islamischen Welt. Geschichte und Gegenwart eines menschengerechten Stadtmodells, Wien 2000, S. 249.

34 E. Heller / H. Mosbahi (s. A 12), S. 192.

einmal angeboten“ registriert der exakte Beobachter E. Canetti.³⁵ „Man findet alles, aber man findet es vielfach.“³⁶ Auch beim Angebot der Ware und beim Umgang mit der Ware ist der Schriftsteller ein sicherer Informant: „Es gibt keine Namen und Schilder, es gibt kein Glas. Alles was zu verkaufen ist, ist ausgestellt.“³⁷ Die Handelsware ist optisch attraktiv aufgemacht, kunstfertig gestaltet; die Güter sind offen ausgebreitet, um eine unmittelbare Wahrnehmung mit allen Sinnen zu ermöglichen. „Für die Vermittlungsqualität der Ästhetisierung spricht weiter, dass sie hochgradig kommunikativ ist, da Aneignung selbstverständlich immer auch Kommunikation bedeutet.“³⁸ Die Präsentation ist möglichst in Augenhöhe oder man kann auf die Dinge heruntersehen. Die Ware wird nicht nur optisch, sondern auch auditiv, olfaktorisch und kinästhetisch aufgeschlossen.

„Der Passant, der außen vorübergeht, ist durch nichts, weder Türen noch Scheiben von den Waren getrennt.“³⁹ Die Händler unterstreichen ihr Warenangebot, indem sie den potentiellen und regsamen Kunden animieren, die Ware zu betasten, zu beriechen oder anzuhören. Der interessierte Passant kann die angebotene Ware von Innen betrachten und erfahren. Die angebotenen Güter werden auseinandergenommen, aufgeschnitten, zerteilt, umgedreht und seziert. „Dem Passanten wird jeder Gegenstand bereitwillig gereicht. Er kann ihn lang in der Hand halten, er kann lang darüber sprechen, er kann Fragen stellen, Zweifel äußern, und wenn er Lust hat, seine Geschichte, die Geschichte seines Stammes, die Geschichte der ganzen Welt vorbringen, ohne etwas zu kaufen.“⁴⁰ Damit ist ein absolutes Erfassen und kontrollierendes Einschätzen der Ware auf der Basis einer umfassenden sinnlichen Wahrnehmung möglich. Zu den Objekten, die für den Passanten aufgeschlossen werden, kommen die Waren hinzu, die im Bazar gefertigt, hergestellt und produziert werden: „Neben den Läden, wo nur verkauft wird, gibt es viele, vor denen man zusehen kann, wie die Gegenstände erzeugt werden.“⁴¹ Die Produktion der Handwerker, ob sie Schuhe oder Taschen, Saft oder Teller herstellen, kann, ja muss sinnlich vernommen werden! Man kann das Innere der Ware bei der Herstellung betrachten und wahrnehmen. Bei diesen Prozessen sieht und fühlt der interessierte Passant ebenfalls die inneren Teile und die Einzelelemente der Waren bei ihrer Verarbeitung. Die Aufbereitung und Herstellung der Handelsware erzeugt positives Gefühlserleben. „So ist man von Anfang an dabei, und das stimmt den Betrachter heiter.“⁴²

35 E. Canetti (s. A 10), S. 18.

36 Ebda., S. 17.

37 Ebda., S. 17.

38 M. Müller / F. Dröge, *Die ausgestellte Stadt. Zur Differenz von Ort und Raum*, Basel/Boston/Berlin 2005, S. 10.

39 E. Canetti (s. A 10), S. 20.

40 Ebda., S. 20.

41 Ebda., S. 19.

42 Ebda., S. 19.

Alle Dinge, die im Laufe der Zivilisation in Europa versteckt, geschlossen, verpackt, gewogen und sauber präsentiert werden, treten auf dem Bazar für den offenen Besucher in optische, haptische, olfaktorische, akustische und emotionale Erscheinung. Die Dinge werden geradezu in Bezug auf ihre spezifische Sinneswahrnehmung präsentiert und es wird mit der Ware selbst für die Ware geworben. Die Fassung des Bazars verschwindet und es bleibt das geöffnete, umgedrehte Innere der ausgebreiteten und präsentierten Waren sowie der im Entstehen begriffenen Produkte, die ihren unterschiedlichen Geruch verströmen und das Äußere des Inneren als Geschmack abgeben. Der interessierte Kunde muss, kann und darf die Waren sehen, riechen, schmecken, hören und betasten. Der aktive Passant nimmt die Waren existentiell in sich auf, bevor er sie käuflich ersteht. Die Suche nach Information gebietet dem Kunden den Einsatz aller sinnlichen Möglichkeiten, um dem Händler und seiner Ware Informationen über die Ware zu entlocken.

6. Die Atmosphäre der phantasiereichen Projektion in der Öffentlichkeit

In geradezu idealtypischer Weise gelingt es dem reisenden Völkerkundler W. Wrage Mitte des letzten Jahrhunderts in einem Bazar in einer nordafrikanischen Stadt, eine Bazarszene zu beschreiben, welche die phantasiereiche Atmosphäre des orientalischen Bazars greifbar macht:

„Tonwaren aller Art sind auf der Erde aufgestapelt. Die warme rötliche Farbe des gebrannten Tones beherrscht das Bild des Marktes; flache Schalen, Krüge, große Amphoren, Tontöpfe mit und ohne Henkel, erstaunlich dünnwandige Gefäße mit langen Ausgußtüllen, wieder andere plump und dünnwandig. Zierliche Vasen, mit einfachen geometrischen Mustern bunt bemalt, stehen auf dem Boden. Verschleierte Frauen drehen und wenden sie in den Händen, klopfen daran, um äußerlich nicht erkennbare Risse oder Sprünge am Klang festzustellen. Hier stehen mächtige Urnen und Krüge. Sie sind so groß, dass ein ausgewachsener Mensch sich darin verstecken könnte. Es sind Speicherurnen, in denen Getreide und Oliven aufbewahrt werden können. Wir müssen an das Märchen von Ali Baba und den vierzig Räubern denken, in dem ja solche Krüge auch als Verstecke dienten.“⁴³

Der informierte Bazargänger schildert sehr differenziert den visuell erkennbaren Sachverhalt und lässt eine Atmosphäre erahnen, erzeugt aber bei sich selbst, d.h. beim Berichterstatter, keine atmosphärische Kommunikation; die Reaktionen des Autors verweisen und retten sich in die über den „Orient“ vermittelte Märchenwelt von 1001 Nacht. Ausgehend von den vorstehend geschilderten Bewandnissen wird vom eingeweihten Einheimischen eine weitergehende Atmosphäre der phantasiereichen Projektion in der Öffentlichkeit des Bazars gefühlt. Aufgrund der Funktion, der Präsentation

43 W. Wrage, Nordafrika. Volk und Landschaft zwischen Rif und Nil, Leipzig 1942, S. 42.

und der Intention des orientalischen Bazars treten scheinbar alle Waren, die den Bazar als Tauschbörse materiell ausmachen, für den eingeweihten Bazargänger aus sich heraus und erzeugen damit eine sinnliche, nicht bewusst kontrollierbare Ekstase.

Der bereits mehrfach zitierte Beobachter E. Canetti⁴⁴ fühlt diesen Zustand, indem er vermutet: „Man wäre gar nicht verwundert, wenn sie plötzlich in rhythmische Bewegung gerieten, alle Taschen zusammen, und in einem bunten orgiastischen Tanz alle Verlockungen zeigten, deren sie fähig sind.“⁴⁵ Diese Dynamik erzeugt sogar beim fremden Passanten aus den Ländern des Nordens eine Atmosphäre der existenziellen Spannung, die sich steigert, da er viele Zeichen und emotionale Impulse, die er registriert, weder lebensweltlich noch intellektuell zuordnen kann, sondern spekulierend oder phantasierend einordnen muss. Leider greift er dann gerne auf märchenhafte Erzählungen zurück. Der eingeweihte Marktbesucher hingegen deutet die Zeichen und fühlt eine Atmosphäre, deren phantasiereiche Projektion seine eigene Leiblichkeit betrifft und integriert. Ein beispielhaftes Phänomen macht dies deutlich: Die scheinbare Abwesenheit der Frau bzw. die optische Reduktion des Weiblichen durch Verhüllung im Bazar und andererseits die geforderte Eindeutigkeit der geschlechterspezifischen Zuordnung von allen Dingen im Bazar wirken für den fremden Passanten verwirrend. Dazu erläutern helfend die Autorinnen E. Heller und H. Mosbahi:

„Es hat den Anschein, als sei der Suq die große Bühne demonstrativer Männlichkeit, von der jegliche weibliche Anwesenheit verbannt ist. Doch dieser Eindruck trügt: Je tiefer man in das Innenleben des Suq eindringt und sich von seinen Düften und Parfums berauschen lässt, desto mehr gerät man in den Bann eines allgegenwärtigen, subtilen Erotismus, einer magischen Gegenwelt zum offiziellen Islam, der prüde und verschlossen ist.“⁴⁶

Damit wird eine Dimension der Atmosphäre des Bazars angesprochen, die nur dem länger verweilenden und interessierten Flaneur zugänglich ist. „Wenn auch der Suq vor allem Corso und Kaffeehaus der Männer ist, so ist es doch die verborgene Gegenwart der Frau, des Weiblichen, die seine prickelnde Atmosphäre bestimmt,“ führen Heller/Mosbahi⁴⁷ weiter aus. Dabei ist es jedoch notwendig, dass sich der Marktgänger auf die Kommunikation mit Menschen und Zeichen, mit Geruch und Geschmack einlässt. Danach wird sich eine Welt erschließen, die im Kontext und in Referenz der uns fremden Kultur steht: „Und wir entdecken bald, dass die Frau omnipräsent ist, in jedem Gegenstand, in jedem Zeichen, in jedem Geruch – selbst in den Worten des Händlers, der seine Ware preist wie ein Poet die Schönheit seiner Geliebten.“⁴⁸ Und die mehrfach angeführten Autoren gehen in der Beschreibung der Bedeutung des Bazars noch einen

44 Ebda., S. 18.

45 Ebda.

46 E. Heller / H. Mosbahi (s. A 12), S. 192.

47 Ebda., S. 186.

48 Ebda., S. 186.

Schritt weiter, die der rational reduzierenden, deutschsprachigen Geographie wohl für immer verborgen bleiben wird: „Der Suq erweckt den Anschein, als sei er – vor allem anderen – dazu bestimmt, die Präliminarien der Liebe, das Spiel der Körper und der Phantasie zu stimulieren, als diene er nur dem Zweck, Männer wie Frauen auf ihren Körper aufmerksam zu machen, sie zu lehren, ihre erotischen Obsessionen ernst zu nehmen.“⁴⁹

7. Die verschwindende Atmosphäre des orientalischen Bazars im 21. Jahrhundert

Die grundlegenden Veränderungen und qualitativen Transformationen der Altstädte des Orients im 21. Jahrhundert betreffen auch in hohem Maße den orientalischen Bazar. Die Veränderung der Bazare durch die moderne städtische Raumordnung, durch die funktionale Verkehrsplanung und durch die weitgehende Umsetzung kapitalistischer Ökonomie, gepaart mit effektivem und kontrolliertem Handel sowie die Auszeichnung der Altstädte als Welterbe der UNESCO, reduzieren die sinnlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten und verändern die Atmosphäre des orientalischen Bazars. Die Umsetzung der raumordnerischen Vorstellungen führte in den letzten zwanzig Jahren dazu, dass komplette Bazarzeilen aufgrund von Neubauten oder aufgrund von neuen Straßentrassierungen schlichtweg niedergerissen wurden.⁵⁰

Die Handwerkerbazare, die sich früher dicht an die Verkaufsgassen reihten, werden im Laufe der Zeit aus dem Bazarbereich verbannt, damit sie die Befindlichkeit der Käufer und Touristen nicht stören. Töpfereien, Gerbereien und Webereien sowie die dazugehörigen täglichen Märkte verschwinden aus dem Bazarbereich⁵¹ und werden außerhalb der Stadt, ausgestattet mit moderneren Produktionstechniken, angesiedelt.⁵² Inzwischen findet man im Bazar die Ware abgepackt und ausgezeichnet. Die berühmten Olivenseifen in Aleppo werden mit Zellophan geschützt und die Datteln in Vakuumverpackungen angeboten. Namensschilder, Preisauszeichnungen, Glastüren und Holzfassaden halten Einzug im Bazar. Die Läden werden begehbar ausgebaut, das laute Rufen des Händlers nach dem Teeträger wird durch ein leises Gespräch am Handy ersetzt; die Branchenkonzentration löst sich schrittweise auf, die Dichte wird gelöchert

49 Ebda., S. 195.

50 Vgl. H. Gaube / H. Wirth / E. Wirth, Aleppo. Historische und geographische Beiträge zur baulichen Gestaltung, zur sozialen Organisation und zur wirtschaftlichen Dynamik einer vorderasiatischen Fernhandelsmetropole, Wiesbaden 1984.

51 Vgl. A. Escher, Modernisierung und Formalisierung traditioneller Handwerksbranchen in Marokko. Zum Beispiel: Die Lebatta in Fès und Marrakech, in: Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 32 (1988), S. 120-130.

52 Vgl. A. Escher / E. Wirth, Die Medina von Fes. Geographische Beiträge zu Persistenz und Dynamik, Verfall und Erneuerung einer traditionellen islamischen Stadt in handlungstheoretischer Sicht, Erlangen 1992.

und die Atmosphäre des orientalischen Bazars wird dünner und flacher, wie wir es aus der europäischen Lebenswelt kennen: „Denn zur Verödung unseres modernen Lebens gehört es, dass wir alles fix und fertig ins Haus und zum Gebrauch bekommen, wie aus hässlichen Zauberapparaten.“⁵³

Die Bazarökonomie hat ausgedient.⁵⁴ Folgendes Beispiel der Händler mit Schafwolle steht für nahezu die meisten Händler- und Handwerksbranchen in den heutigen Bazaren des Orients: Schafwolle muss flockig sein, damit sie gesponnen werden kann; deshalb werden die Felle bzw. die Flocken mit einer Art Drahtpeitsche geschlagen. Eine Gasse im Bazar von Aleppo war immer mit schlagenden und pfeifenden Geräuschen erfüllt sowie durch schwebende Flockenteile fast vernebelt. Heute findet man in der peinlich sauberen Gasse überwiegend Läden, in denen die Verkäufer von Modekleidern und anderen Waren hinter Glasscheiben sitzen.

Das Siegel des Welterbes der UNESCO produziert Sicherheit und Sauberkeit in den Gassen des Bazars. Die ordentlich restaurierten Häuser und die sauber gestrichenen Wände verwandeln den orientalischen Bazar in durchgestylte Passagen mit Hinweisschildern und Erläuterungstafeln.⁵⁵ Ein musealer, auf Visualität reduzierter Raum ohne Geruch und Geschmack, ohne Geräusche und Geschiebe entsteht. Die unmittelbare, existenzielle Erfahrung des orientalischen Bazars, wie sie auf den vorangehenden Seiten gezeichnet wird, und die Genese von unvergleichlichen, einmaligen Atmosphären sind nur noch bedingt möglich.

Der „Orient“ verliert in allen seinen Altstädten den orientalischen Bazar. Es bleibt für die europäischen Touristen die orientalistisch inspirierte Phantasie, möglicherweise unterstützt durch die Lektüre von Literatur und Spielfilm, damit die Atmosphäre des orientalischen Bazars in herkömmlicher Dichte und gewöhnlicher Intensität an den innerstädtischen Märkten jenseits des Mittelmeeres weiterlebt.

53 E. Canetti (s. A 10), S. 19.

54 Vgl. A. Escher, Das Dallalsystem. Zur Vitalität einer traditionellen Marktorganisation des städtischen Handwerks im Maghreb, in: M. Brandstetter et. al. (Hrsg.), Afrika hilft sich selbst. Prozesse und Institutionen der Selbstorganisation. Münster 1992, S. 318-328.

55 Vgl. A. Escher / S. Petermann, Die Revitalisierung der Medina von Marrakech, in: SGMÖIK-Bulletin 17 (2003), S. 17-22.

Städtische Atmosphären im Spiegel der Fotografiegeschichte

Der Bedeutungs- und Funktionswechsel des Bildes am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit ist zweifellos *das* einschneidende Ereignis der Mediengeschichte und prägt unsere Wahrnehmung bis heute. Die Änderung der Blickrichtung, die Wahrnehmung des Physischen anstelle des rein Metaphysischen, erschloss den Blick auf irdisches Sein. Es war nun möglich geworden zu versuchen, die Welt so zu zeigen, wie sie erscheint oder wie sie sein sollte. Naturalistische, ungeschönte Porträts standen neben Entwürfen von Idealstädten.

Von dem, was der ursprünglichen Wortbedeutung folgend als Atmosphäre verstanden werden kann, von einem Nebel, der sich spürbar auf die Haut legt, einem verunklarenden Schleier in der Bildtiefe, der die optische Wahrnehmung nachzuahmen sucht, einem Dunst aus Hintergrundgeräuschen, der im Film einen Ort lebendig machen will, ist hier allerdings zunächst wenig zu spüren. Vielmehr ist das Stadtbild (und seine an der Antike orientierte Architektur) auf Klarheit und eine Harmonie ausgerichtet, die sich den Menschen zum Maßstab nehmen möchte. Der ideale öffentliche Raum ist ein Spiegel eines idealen sozialen Gefüges. Das Bemühen um Präzision und Schärfe in der Frührenaissance hat etwas erfrischend Naives, das sich auf eigentümliche Weise in der Frühzeit der Fotografie, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wiederholt. Die Begeisterung des 15. Jahrhunderts für die neu entdeckte Perspektivkonstruktion, die den Raum im Bild erfahrbar macht, findet ihr Pendant in der Begeisterung der Fotografen für die neu erschlossenen Möglichkeiten der Aneignung, der Besitzergreifung und Katalogisierung der Welt mit all ihren Besonderheiten: „Besonders im seinerzeit politisch, sozial und zivilisatorisch rückständigen Deutschland muss die Möglichkeit, künftig der Welt in als authentisch angesehenen Bildern habhaft zu werden, geradezu revolutionär gewirkt haben.“¹

Diese unbarmherzige Form der Abbildung, dieses wahl- und erbarmungslose Erfassen jedes Details durch die Fotografie hatte eine Faszination, der sich vor allem die wissenschaftlich Orientierten nicht zu entziehen vermochten; der Kunstwelt dagegen

1 H. Körner, Reisefotographie, in: B. von Dewitz / R. Matz (Hrsg.), Silber und Salz. Zur Frühzeit der Photographie im deutschen Sprachraum 1839-1860, Köln 1989, S. 334.

war diese Genauigkeit suspekt. Kunst sollte dem Schönen frönen, die Spreu vom Weizen trennen, selektieren. Fotografie schien dazu zunächst nicht in der Lage. Und doch beschritten Fotografen bald unterschiedliche Wege, um das Gegenteil zu beweisen. Zum einen entstanden aufwändige Inszenierungen im Atelier, die klassische Themen der Malerei aufgriffen, zum anderen bemühte sich gegen Ende des Jahrhunderts die Kunstfotografie mit raffinierten Unschärfen und Edeldruckverfahren darum, den Eindruck malerischer Handarbeit nachzuahmen und so ‚Atmosphäre‘ zu transportieren. „Jeder, der das photographische Verfahren künstlerischen Zwecken dienstbar machen will, muss vor allen Dingen danach streben, jene durchaus unkünstlerische Eigenschaft der Photographischen Technik, jene allzu große naturalistische Treue zu beeinflussen“, hieß es damals.²

Inzwischen besitzt Unschärfe in der Fotografie längst auch eine ganz andere Konnotation. Sie steht nicht mehr nur für das Bemühen um eine künstlerische Aura, die mit Weichheit dem Auge schmeichelt, sondern, im Gegenteil, auch für besondere Authentizität. Die Unschärfe ist Ausdruck eines visuellen Ergatterns, des Versuchs, etwas Reales mit den verfügbaren (jedoch unzureichenden) technischen Mitteln erkennbar zu machen. Unschärf sind heute Fahndungsfotos, Bilder von Überwachungskameras, Schnappschüsse mit dem Handy. Ihre Flüchtigkeit birgt eine ganz eigene Atmosphäre, denn das Abgebildete befindet sich bereits im Stadium der Auflösung, des Verschwindens. „Einige der berühmtesten Bilder der letzten Jahre sind unscharf“, so Wolfgang Ullrich. „Lady Diana an der Drehtür des Ritz in Paris oder Mohammed Atta beim Check-in in Portland. Jeweils passieren die Akteure gerade die letzte Überwachungskamera vor ihrem Tod, weshalb sich die Unschärfe wie ein Vorzeichen ihres Verschwindens ausnimmt, und als Stilmittel einer Ikonographie der Katastrophe erscheint.“³ Man könnte auch an die berühmte Aufnahme des sterbenden republikanischen Soldaten im Spanischen Bürgerkrieg von Robert Capa (1913-1954) denken. Allerdings sind diese Bilder nun ja nicht etwa unscharf, weil die erkennbare Person kurz darauf aus dem Leben geschieden ist – das hätte doch etwas allzu Spirituelles – und dennoch sind sie bestens geeignet, das Erschreckende und Geheimnisvolle des Todes, von dessen Wirkung nun einmal keine präzisen Bilder bestehen, zu illustrieren. In einer Zeit, in der alles bildwürdig geworden ist, in der es zunehmend als verdächtig gilt, wenn man sich der Überwachung entzieht, versprechen verschwommene Bilder gesteigerte Sensation. Je mehr Methoden die Kameraindustrie selbst für die untalentiertesten Amateure bereithält, Unschärfe in Film und Foto zu vermeiden, desto aufregender werden Menschen, denen es noch immer gelingt, sich der Schärfe zu entziehen. Bereits durch diesen Akt werden sie zu Saboteuren, quasi als Vorstufe des geheimnisvollen Outcasts oder bedrohlichen Terroristen. Klarere Konturen garantieren

2 W. Warstat, *Die künstlerische Photographie*, Leipzig 1913, S. 6, zit. nach U. Eskildsen, *Die deutschen Kunstfotografen und ihre Tradition*, in: *Neue Wege in der Fotografie*, Düsseldorf 1980, S. 51.

3 W. Ullrich, *Geschichte der Unschärfe*, Berlin 2002, S. 7.

bessere Überwachung, bessere Erfassung des Einzelnen und der Welt. Größtmögliche Schärfe ist ein Wunsch der Ermittler, der Polizei und der Naturwissenschaft, des rationalen Apparats. Der scharfe Blick ist Ausdruck von Macht, Unschärfe zuzulassen wird dagegen zur emotionalen Geste, die die Dinge nicht durch Beherrschung formt, sondern frei wirken lassen möchte. Das Uneindeutige belebt die Phantasie, ermöglicht weiterreichende Assoziationen, macht das Bild noch mehr zur Projektionsfläche eigener Vorstellungen.

Wir sind auch heute noch, in Nachwirkung von Theorien der Romantik, geneigt, dem Nebulösen einen höheren Grad an Atmosphäre zuzubilligen. Wird die Stimmung eines Bildes ‚stimmungsvoll‘, ist sie meist weit von nüchterner Neutralität entfernt und lebt von starken Kontrasten, die Teile des Bildes in überstrahlendes Licht oder in Dunkelheit tauchen, sie setzt auf extrem kalte bzw. warme Farbigkeit oder sie bedient sich, sozusagen klassisch, einer Verunklärung durch Dunst.

Atmosphäre im Bild, so könnte man sagen, entsteht durch eine besondere Betonung einer Stimmung, eine Verdichtung, die verschiedene Fotografen als magisch beschrieben haben, so etwa Herbert List (1903-1975), dessen Anliegen es war, „das Magische im Vorübergehen“ zu erfassen, Heinrich Riebesehl (*1938), der die Objekte nach ihrer „magischen Ausstrahlung“ abtastet und Andreas Müller-Pohle (*1951), der sie „magisch aufzuladen“ sucht.⁴ Diese Magie kann sich allerdings auch in einer Überschärfe, etwa im Sinne der *Pittura metafisica*, widerspiegeln. Sie ist zunächst eine Interaktion der Dinge, in die der Betrachter einbezogen wird. „Atmosphäre ist ein ausgesprochenes Zwischenphänomen, es liegt zwischen den Dingen und dem Betrachter“, formuliert es der Philosoph Gernot Böhme.⁵ Obwohl oder gerade weil die Atmosphäre eines Raums oder einer Veranstaltung auf einer eher subjektiv emotionalen Wahrnehmung beruht, kann sich die Abbildung durchaus auch um größtmögliche Objektivität bemühen, wenn sie diese Atmosphäre vermitteln möchte. Es ist nicht zwangsläufig notwendig, die „naturalistische Treue“ zu manipulieren, wenn das Motiv von sich aus bereits mehr zu bieten hat als pure ‚wissenschaftliche‘ Neutralität. Auch ein ‚sachlicher‘ Blick vermag Atmosphäre zu transportieren. Andererseits ist es ebenso legitim, als Fotograf die eigene Wahrnehmung der Dinge zu betonen und eine gewünschte Lesart des Bildes auf diese Weise noch stärker vorzugeben.

Fotografie erzählt keine Geschichten, sondern transportiert lediglich Augenblicke. Sie friert den Moment jedoch nicht nur ein, sondern verlängert ihn auch für die Dauer ihrer Existenz. Da Atmosphäre ein Zustand und kein Ereignis ist, ist die Fotografie prädestiniert, diesen Zustand zu konservieren, beliebig abrufbar zu machen, ihm die

4 Vgl. B. von Brauchitsch, *Das Magische im Vorübergehen*. Herbert List und die Fotografie, 1992 sowie U. Eskildsen, *Die deutschen Kunstfotografen und ihre Tradition*, in: *Neue Wege in der Fotografie*, Düsseldorf 1980, S. 59.

5 G. Böhme, *Atmosphäre als Manipulative im Dritten Reich*, in: A. Schmidt / R. Jammers (Hrsg.), *Atmosphäre. Kommunikationsmedium der gebauten Umwelt*, Essen 2005, S. 14.

Zeit zu geben, die er braucht, um wahrnehmbar zu werden. Ein Stakkato der Effekte, wie es von Musikvideos oder Bühnenshows gegenwärtig gern genutzt wird, erzeugt das Gegenteil von Atmosphäre, es überwältigt im Augenblick, um Leere zu hinterlassen.

Aber Fotografie ist dem bewegten Bildmedium auch überlegen, ohne dass dessen rasante Schnittmöglichkeiten Anwendung finden: Mehr noch als der Film vermag Fotografie die Atmosphäre zugleich zu verdichten. Es ist nicht verwunderlich, dass es Standbilder sind, die sich dem (kollektiven) Gedächtnis einbrennen und eher selten filmisch bewegte Szenen.

Fotografien vermögen jedoch nicht nur vergangene Ereignisse zu vergegenwärtigen, sondern darüber hinaus Atmosphäre als zeitlosen Zustand zu erzeugen. Und zwar, indem sie Schlüsselreize in quasi punktueller und komprimierter Form liefern und jedem individuell die Möglichkeit bieten, sich die Zeit zu nehmen, die gebraucht wird, um diese Reize wirken zu lassen. Ein Film mit einem geradezu prototypischen Titel wie „Hafen im Nebel“⁶ vermag als Ganzes eine ungefähre Atmosphäre von Melancholie, von gescheiterten Träumen zwischen Poesie und Realismus zu erzeugen; das Publikum wird in ähnlicher Stimmung das Kino verlassen, aber es wird eben eine Stimmung, selten ein konkretes Bild sein, das es mit nach Hause nimmt. Das Foto von James Dean, der uns, mit einer Zigarette im Mundwinkel und hochgeschlagenem Mantelkragen auf dem Times Square, dem „Boulevard of Broken Dreams“ (so der Bildtitel einer Lithographie nach dem Motiv von Gottfried Helnwein), entgegenkommt, ist dagegen jedermann geläufig. Es ist keine schöne und traurige Geschichte, es ist ein einziges Bild. Der schöne und traurige Rebell ist hier zur Ikone geworden.

Eine Beschreibung der auf einem Bild abgebildeten Dinge so anschaulich zu formulieren, dass eine Person, die das Bild nicht kennt, einen Eindruck gewinnt, der dem Motiv nahe kommt, ist ein schwieriges Unterfangen. Denn jeder verknüpft mit Begriffen seine eigenen Erinnerungen und Erfahrungen und färbt sie dadurch subjektiv. Eine Atmosphäre mit ihrem Licht, ihrer Temperatur, ihren Gerüchen und Geräuschen zu beschreiben, die zwischen den Dingen liegt, die quasi im Dialog der Objekte entsteht, ist mindestens ebenso diffizil. Die Atmosphäre eines Bildes zu schildern, das sich zwangsläufig auf das Visuelle beschränken muss, aber weit mehr transportieren möchte, dürfte noch weit schwieriger sein. Der Schritt von der puren Information über die Dinge zur Vermittlung einer Atmosphäre ist ein erster Schritt in die Ungegenständlichkeit, denn das Bild transportiert mehr als die Summe des Sichtbaren.

Es war bereits die Rede vom ‚sachlichen‘ und vom ‚subjektiven‘ Blick, vom möglichst detaillierten Besitzergreifen einerseits und der Betonung der individuellen und damit nicht allgemeingültigen Wahrnehmung andererseits. Auf das Erfassen der Welt in den ersten Jahrzehnten nach der Erfindung der Fotografie, auf das Sammeln von Stadtansichten und Landschaften der Erde folgte das quasi archäologische Konservieren des

6 1938, Regie: Marcel Carné.

Vergänglichlichen in Bildern, und nach dem Ersten Weltkrieg die kritische und utopische Reflexion.

Berlin war für den Expressionismus nicht umsonst der Kulminationsort, denn kaum eine andere Stadt der Welt bietet derart ideale Voraussetzungen für das Aufspüren und Herstellen von Atmosphäre. Und daran hat sich seither nichts geändert, im Gegenteil, die Spuren des Krieges haben die urbanen Bedingungen noch bereichert. „Der Charakter Berlins“, schreibt der Architekt Manuel Gausa, „zeigte sich in diesen großen Leerräumen, die sich nach ungewissen Grenzen hin auszuweiten scheinen, zwischen modernen Randstrukturen und halbverschütteten Ruinen. [...] Wir wollten diese spezielle, starke und intensive Atmosphäre erleben, bevor ihre Qualitäten von neu heranwachsenden Gesinnungen zermalmt würden: jenen einer jüngst um sich greifenden und komplexen Obsession, die Züge einer perfekteren und konventionelleren Schönheit zu rekonstruieren.“⁷ Noch ist jedoch genügend Platz für atmosphärische Interaktionen. Der Krieg sowie die Folgen der Teilung, politischer, architektonischer und sozialer Bemühungen und Ratlosigkeiten sind heute noch vielerorts sichtbar. Die Veränderungen sind jedoch ebenso eindrucksvoll wie die Kontraste vielsagend, pittoresk und surreal. Noch ist Berlin eine Stadt für Fotografen, für Fotografen aus aller Welt, die sich in Berlin in den letzten Jahren umtaten, hier vorübergehend oder längerfristig (noch immer günstiges) Quartier bezogen und sich an der Stadt versuchten.

Aber auch manche Fotografien des königlichen Hoffotografen Albert Schwartz (1836-1906), der hundert Jahre vor der Vereinigung der zwei deutschen Staaten den Wandel Berlins vom preußischen Residenzort zur deutschen Metropole dokumentierte, vermitteln bereits die Atmosphäre tiefgreifender Veränderung. Sie zeigen, dass die Brüche und Umbrüche Tradition haben. Wir sehen etwa einen Bauplatz in der Fidinstraße des Jahres 1890, auf dem offenbar neue Häuser errichtet werden sollen. (vgl. Abb. 1). Die Grundstücke sind bereits abgesteckt, eine erste Ladung Steine wartet, und im Hintergrund ragt der neue, zwei Jahre zuvor errichtete Wasserturm auf, der die bequeme moderne Wasserversorgung bis unters Dach in den hübschen Gründerzeit-Neubauten garantiert. Doch dort, wo die schicken Häuserzeilen entstehen sollen, steht noch dieser dunkle Dinosaurier, diese letzte von drei Windmühlen auf dem Tempelhofer Berg, die ihre Flügel nach links, sozusagen in die Vergangenheit, richtet und wenige Tage oder Wochen nach der Aufnahme verschwunden sein wird. Albert Schwartz hat dieses kurze Intervall zwischen Zukunft und Vergangenheit eindrucksvoll gebannt. Die Aufnahme hat fast den Charakter einer surrealistischen Montage.

Im Hinblick auf die atmosphärische Konstruktion, auf die hauptsächlich visuelle Steuerung von Gefühlen, erwähnt Gernot Böhme ein bewährtes Mittel: „Für das Herstellen von Atmosphäre kann man von einer sehr alten Kunst, nämlich der Bühnen-

7 M. Gausa, Berlin. Erinnerungen an eine verschwindende Landschaft, in: Berlin. **Photographs** by Jordi Bernadó Tarragona and Ramon Prat, hrsg. von Josep Lluís Mateo, Barcelona 2000, unpaginiert.



Abb. 1: Albert Schwartz, Fidicinstraße, Berlin 1890.

bildneri, sehr viel lernen.“⁸ In diesem Sinne ist es nicht überraschend, dass Gordon Baldwin bezüglich einer Fotografie Eugene Atgets (1856-1927) von 1924 Filmkulissen assoziiert. Atgets Fotografie eines spitz zulaufenden Gebäudes sei wie aus einem deutschen Film des Expressionismus, einem Werk wie „Nosferatu“,⁹ entlehnt: „Man erwartet fast einen verummten Vampir, der vor dem Sonnenaufgang flieht.“¹⁰ Die engen Straßen mit zerklüfteten Konturen werden in ihrer Wirkung noch durch die Menschenleere unterstützt. „Nichts ist vieldeutiger und entzieht sich mehr der Lesbarkeit, als eine Stadt, leer oder voll, bevölkert oder ausgestorben. Das Bild einer ausgestorbenen Stadt etwa kann ebenso die Stunde vor Sonnenaufgang andeuten wie die Stunde der totalen Zerstörung.“¹¹ Die Leere kann ebenso friedlich wie destruktiv sein, für sich allein ist sie wertfrei. Um ihr eine atmosphärische Wertigkeit zu geben, sind andere Faktoren von Bedeutung. Baldwin räumt in Hinblick auf Atgets Fotografie ein, dass ein Großteil der vampiresken Wirkung der dunklen Vergrößerung geschuldet ist.

8 G. Böhme (s. A 5).

9 1922, Regie: Friedrich Wilhelm Murnau.

10 G. Baldwin / E. Atget, Photographs from the J. Paul Getty Museum, Los Angeles 2000, S. 80.

11 I. Moscati, The Secret of Photography, in: instant city, Prato 2001, unpaginiert.



Abb. 2:
Eugene Atget,
Ecke Rue de Seine und
Rue de L'Échaudé, Paris 1924.

Atget hat von dem Negativ, das hier verwendet wurde, auch hellere und weniger kontrastreiche Abzüge mit weitaus geringerer dramatischer Wirkung gemacht. Wie der Bühnenbildner Hand in Hand mit dem Beleuchter arbeiten muss, der für die Lichtstimmungen verantwortlich zeichnet, ist das Negativ lediglich Ausgangsmaterial, das in der Dunkelkammer im Sinne einer Maximierung der beabsichtigten Effekte belichtet wird. Weiche Schatten, kontrastreiche Linienführung, wärmere oder kältere Tonalität, partielle Nachbelichtung, all das bleibt, selbst schon bei einer um Authentizität bemühten Schwarz-Weiß-Aufnahme, Sache des Labors. Die Atmosphäre ist also zu weiten Teilen ein Produkt der Dunkelkammer.

Die Wahrnehmung der Stadt als bedrohlicher, alles verschlingender Moloch, wie sie vielen Malern des Expressionismus zu eigen ist, findet ihren Ausdruck in schroffen Formen abseits des rechten Winkels, in Verzerrungen und grellen Farbkontrasten. Die extremen Emotionen, ausgelöst in den Straßen der Großstädte, werden im Atelier destilliert und abstrahiert. Die Fotografie war hier, trotz aller Möglichkeiten subjektiver Einflussnahme, weitgehend überfordert. Lediglich die Experimente der 1920er Jahre mit neuen Perspektiven, mit Nahsichten auf Gegenstände, die dadurch entfremdet werden und ihre Gegenständlichkeit einzubüßen scheinen, sowie mit stürzenden Linien, vor allem in der Architekturfotografie, verweisen auf den künstlerischen Zeitgeist.

Die Zerstörungen des Krieges boten Fotografen in allen Städten spektakuläre Motive, allerdings wird auch in den Ruinenbildern deutlich, wie unterschiedlich die Zielrichtungen sein können. Im Wesentlichen waren es zwei Tendenzen: Noch während der letzten Kriegsjahre entstanden einerseits Fotografien, die die alliierten Luftangriffe zu denunzieren suchten, während andere Fotografen ihre Arbeiten als visuelle Durchhalteparolen verstanden. Nach Ende des Krieges wurden daraus Anklagen, bzw. optimistische Aufbaumotivationen.

Atmosphäre wurde instrumentalisiert und entsprechend kommentiert. Ein Buch wie Richard Peters *„Dresden. Eine Kamera klagt an“*¹² führt den zu erwartenden Schuldspruch der Verantwortlichen quasi schon im Titel. Allerdings werden diese eher beiläufig und in lyrischer Form erwähnt. Als DDR-Bürger erkennt er eine Zerstörung der glanzvollen Stadt „durch die eigne Schmach und durch die Schmach, die Wallstreets Namen trug“¹³ und vertraut auf das sozialistische Wiederaufbauprogramm. In Köln setzt ein Fotograf wie Hermann Claasen dagegen im Subtext seiner Dokumentation der Ruinen auf eine Menschheit, „die unterwegs ist zur Heimkehr in die großen Ordnungen der Schöpfung Gottes“.¹⁴ Bei Hilmar Pabel steht ein Fatalismus im Vordergrund, der Geschichte als Schicksal begreift, dem der Mensch ausgeliefert ist,¹⁵ während Fotografen wie Robert Capa und Henry Ries (1917-2004) im amerikanischen Auftrag das vitale Engagement der neuen, demokratischen Deutschen im Schatten der ‚Rosinenbomber‘ schildern.¹⁶

Einem Fotografen wie Herbert List ist abseits unmittelbarer politischer Indienstnahme und abseits des nationalen und internationalen Fokus, der stark auf Städte wie Köln, Dresden und Berlin ausgerichtet war, ein geradezu provozierend poetischer Blick auf die Trümmer Münchens gelungen. Dieser weltgewandte, elitäre Dandy war „ein Mann der Betrachtung, der sich das Privileg geschaffen hatte, die Dinge seines Umgangs auszuwählen; kein Mann der Aktion“.¹⁷ Werner Helwig schildert sein freundschaftliches Verhältnis zu List als einen Zustand, in dem er nie sicher war, „ob es auf seiner Seite mehr war als ein interessiertes Wahrnehmen meines Vorhandenseins“.¹⁸ Mit dem gleichen, zwar sensibilisierten, aber zugleich amüsierten und distanzierenden Interesse wählt Herbert List seine Motive im kriegsgeschädigten München, das ihm, der sich zuvor an den Ruinen der griechischen Antike versucht hatte, als eine willkommene Fortsetzung seiner fotografischen Studien erschienen sein mag. Die schnee-

12 R. Peters, *Dresden. Eine Kamera klagt an*, Dresden o.J. (1950).

13 Ebda.

14 H. Claasen, *Gesang im Feuerofen*, Düsseldorf 1947.

15 H. Pabel, *Jahre unseres Lebens*, Stuttgart 1954.

16 R. Capa, *Sommertage, Friedenstage*, Berlin 1945, Berlin 1986 und H. Ries, *Photographien aus Berlin, Deutschland und Europa 1946-1951*, Berlin 1988.

17 W. Hildesheimer, *Über Herbert List*, in: *Du*, Zürich, Juli 1973, S. 460.

18 W. Helwig, *Rückblick auf Herbert List*, unpubliziertes Typoskript, Herbert-List Archiv Hamburg 1975.



Abb. 3:
Herbert List,
Akademie der Künste,
München 1945.

bedeckten Trümmer, die fragmentierten Skulpturen, die für Momente fast etwas Lebendiges vorzutäuschen vermögen, haben weit eher surrealistischen denn appellativen Charakter. Der Wiederaufbau scheint mit einem resignativen Lächeln bedacht, wenn List zwei nackte steinerne Athleten festhält, die mit Aufräumarbeiten beschäftigt scheinen, während ihnen ein dritter in aller Gelassenheit zusieht. Eine Aufnahme wie diese ist für Propagandazwecke ungeeignet, sie vermittelt nichts als ein gelassenes Verlassensein, einen eingefrorenen, magischen Moment. Setzt das Tauwetter ein, dann wird deutlich werden, dass nichts für die Ewigkeit ist, dass selbst die Ruinen in ihrer Schönheit vergänglich sind und dem Wiederaufbau weichen müssen, doch bis dahin herrscht eine schneegedämpfte Stille.

Der Fluss der Ereignisse und die abgelagerten Spuren, die diese Ereignisse hinterlassen, sind in keiner deutschen Stadt über Jahrzehnte so lebendig geblieben wie in Berlin. Erst mehr als fünfzig Jahre nach Kriegsende hatte man hier die Gelegenheit der Bereinigung. Der Flash der Vergangenheit, der in einem wie von der Zeit vergessenen Bezirk spürbar war, zog, wie gesagt, internationale Fotografen in seinen Bann. Nun wurde das Flüchtige und Provisorische dieser für die Dauer der DDR-Ära konservierten Vergangenheit offenbar und forderte die Fotografie als Instrument der Spurensicherung geradezu heraus. „Meine Tage im Prenzlauerberg waren eine endlose Folge von Wundern und Entdeckung. Sie atmeten noch die Atmosphäre direkt aus der Zeit der Zeichnungen Zilles“, schreibt der japanische Fotograf George Hashiguchi (*1949) rund zwei Jahre nach dem Fall der Mauer. „Der Wind, der durch die Straßen blies, war vermischt mit dem Geruch von Kohle und belastet mit greifbarem Staub. Die greifbaren



Abb. 4:
George Hashiguchi,
Berlin 1991.

Mauern zersetzten sich wie abpellende Haut. Auf den Fassaden wurden die überstrichenen pechfarbenen Buchstaben alter Schilder Jahrzehnte später wieder klar sichtbar. Krämer, Tabakladen, Frisör [...] bloß diesen Zeichen auf den Mauern folgend, konnte man den Reiz Berlins um die Jahrhundertwende auferstehen lassen.“¹⁹ Hashiguchi geht so weit, sich für seine Berlin-Obsession die in seinen Augen passende Kamera zuzulegen, eine doppeläugige Rollei, die er in einem Schaufenster des Viertels, ebenfalls von Staub bedeckt, ausgemacht hatte und deren Handhabung für ihn ein mit seinen Streifzügen vergleichbares Abenteuer darstellte.

Die latente Unbeständigkeit, die jeder Atmosphäre innewohnt, manifestierte sich geradezu in den Quartieren Ost-Berlins. Ganze Viertel geronnen zu materialisierter Stimmung, der sich vor allem Fremde nicht zu entziehen vermochten. Die flüchtige Atmosphäre wurde eins mit der schwindenden grauen Stadt, ihren Kohleöfen und bröckelnden Fassaden, an deren Stelle bald schon eine bunte, glatte Sauberkeit treten würde, und sie entsprach zugleich der nomadischen Existenz, die viele zeitgenössische Künstler lebten und leben. Berlin wurde zu einem Lebensgefühl des Transitorischen. Die von der globalisierten Welt geforderte Flexibilität reflektierte sich in der lokalen Ungewissheit einer Metropole, die sich wie eine Reihe junger Künstler, die Berlin zum Thema machten, auf der Suche nach einer gefestigten Identität befand.

19 G. Hashiguchi, Berlin, Tokio 1997, unpaginiert.



Abb. 5: Bull.Miletic, Übergang, 2004.

Der aus Valencia stammende Sergio Belinchon (*1971) begegnete in Berlin den verlorenen Betonarchitekturen seiner Heimat wieder, die dort als wild wuchernde Ferienparadiese die Küsten besetzt hielten. In Berlin gab er zunehmend die zuvor gepflegte Position des distanzierten Beobachters auf und wählte immer wieder den Aufnahmeort so, dass sich die Orientierungslosigkeit der Objekte auf den Betrachter übertrug. Auf Trümmergrundstücken, durch Gestrüpp oder Zäune hindurch, belauerte er die urbane Ödnis, die auch nach allen Auslöschungsbemühungen durch Wirtschaftswunder, Wiederaufbau und Wiedervereinigung noch immer vom Krieg erzählte. Hinter Büschen liegen Plattenbauten und Brandwände, deren Dimensionen oft nicht mehr eindeutig auszumachen sind, und auch bei seinen Bildern von gerade fertig gestellter und äußerst ambitionierter Architektur scheint es nicht um eine präzise Erfassung der Baukörper zu gehen, sondern nur noch um die Illustration der vergeblichen Bemühung, es sich gemütlich und nett zu machen, indem man die Trostlosigkeit des Umfeldes ausblendet.

Das Spiel mit dem Zustand des Übergangs zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Neugier und Melancholie betrieb auch das Künstlerpaar Synne Bull (*1973) aus Norwegen und Dragan Miletic (*1970) aus Serbien. Sie setzten dabei jedoch auf das Medium Video. Von der Hoch-Bahn aus erfassten Bull und Miletic per Video über den Köpfen der Passanten und über dem Verkehr die Fassaden mit Fenstern, Mauern, Graffiti. Der Titel „Übergang“, den ihre Arbeit trägt, ist den Lautsprecherstimmen entlehnt, die an Verkehrsschnittstellen auf andere Verbindungen verweisen, deutet jedoch auch auf ihr eigenes Künstlerdasein, ihre Herkunft aus Ost- und Westeuropa. Der Standpunkt in „Übergang“ ist kein statischer, sondern ein hektisch pulsierendes Vorwärtsdrängen. Zu einem Sound – aus dem Kreischen der Schienen gemischt – hetzen die Häuser als praktisch unendliche Variationen über Fläche, Farbe und Rhythmus vorbei. Diese bewegte, moderne Symphonie der Großstadt findet ein Pendant in der U-Bahn-Atmosphäre, die der Chilene Pablo Zuleta Zahr (*1978) in seinen großformatigen Tableaus transportiert. Irgendwo im Untergrund, bei neutralem Kunstlicht, installierte



Abb. 6: Pablo Zuleta Zahr, *Männer in schwarzen Anzügen*, 2005.

er auf eine monochrome Wand gerichtet für zehn Stunden eine Videokamera. Tag und Nacht sind an solchen Orten nicht mehr zu unterscheiden und nur durch die Dichte der Passanten ließe sich erahnen, ob man sich zur Schlafenszeit oder zur Rushhour dort befindet. Doch die Videos, die in Berlin und Santiago de Chile entstanden, sind keineswegs das Endprodukt, denn was der Künstler in jeweils zehn Stunden gesammelt hat, diente ihm lediglich als Ausgangsmaterial. Jeder, der an der Kamera vorbeikam, wurde im Nachhinein separiert. In Ordern, nach Merkmalen der Kleidung sortiert, harrten die Passanten einer Neuordnung in Panoramen. Dabei wurde keiner vergessen, keiner manipuliert und keiner tauchte ein zweites Mal auf. Der tatsächliche Ablauf des Tages interessierte nicht mehr, als sich Zuleta Zahr daran machte, seine Partituren aus Formen und Farben zu entwerfen. In zeitentrückten Rekombinationen verdichtete er die Flüchtigkeit zu einem labilen Spiel zwischen Schein und Sein. Diese fotografischen ‚Partituren‘ konstruieren Atmosphäre, allerdings nicht über die Bühnenbild-Methode – die Architektur ist weitgehend neutralisiert –, sondern über die Ambivalenz zwischen Individualität und Anonymität der Passanten.

Fotografie hat im Hinblick auf Atmosphäre ein archäologisches Bedürfnis. Sie möchte sie offenlegen, konservieren und anschaulich, nach Möglichkeit ständig verfügbar machen, das Ephemere in eine Ewigkeit überführen, die so lange andauert, wie Reproduktionen des fixierten Augenblicks im Umlauf sind. Und sie ist dazu wie kein anderes Medium geeignet. Dabei hat sich nebenbei gezeigt, dass Fotografien nicht nur eine längere Lebensdauer als flüchtige Atmosphären haben, sondern nicht selten auch die Existenz von Architekturen, gelegentlich sogar von ganzen Städten überdauern.

Forum

Robert Kaltenbrunner

Begrenzt offen? - Städtebau in regionaler Dimension: ein Blick über den Tellerrand

1. Einführung

Als Georg Simmel 1903 schrieb, die Stadt sei keine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt, lebte gerade einmal ein knappes Zehntel der Menschheit in Großstädten. Hundert Jahre später war es bereits die Hälfte. Doch während die Stadtentwicklung einer Dynamik sondergleichen unterliegt – woran auch die partielle Schrumpfung nichts ändert –, verharret der Städtebau in so festgefügt wie trügerischen Gewissheiten. Ungebrochen wird er von einer zentralen Idee beherrscht: dem Planungskonzept. Wenngleich die Inhalte dieses Konzeptes, wie auch die angewandten Instrumente, sehr unterschiedlich sein können, das Ziel bleibt im Grunde dasselbe: die optimale Verteilung von Personen, Gütern und Dienstleistungen auf einem vorgegebenen Gebiet. Nur die Kriterien dieser Verteilung variieren je nachdem, welche politische Maßgabe sie in die Tat umsetzt. Dahinter steht der Grundgedanke einer Rationalisierung, die sich ihrerseits der absoluten Kontrolle, der Ausschaltung des Unvorhersehbaren sowie der gleichzeitigen Errichtung einer ebenso perfekten wie definitiven Ordnung verschrieben hat.

Nimmt man diese Ansprüche zum Maßstab, so hat die reale Stadtentwicklung sich davon kaum beeinflussen lassen. Es braucht nicht die Megalopolis andernorts als Referenz (Me-

xiko, Sao Paulo, Lagos, Kairo, Bombay, Tokio usw.), um zu sehen, wie fundamental die urbane Umwälzung ist. Post-, Ex-, Sub- und Dis- sind nur einige, obschon die wohl meist verwandten Präfixe, die in Form zusammengesetzter Neologismen die zeitgenössischen Stadtlandschaften Westeuropas und Nordamerikas beschreiben (sollen). Begriffe wie Postsuburbia und posturbane Räume, Edge City und Exopolis, Suburban Downtown, Generic City und Disurbia sind Teil einer schwindelerregenden Sammlung von oft hitzig gestanzten Formeln und plakativen Labels. Doch diese Wortwahl, so maniert oder effekthascherisch sie auch sein mag, offenbart immerhin, wie schwierig es geworden ist, heutige Stadtentwicklung darzustellen und zu analysieren, ja selbst sie zu benennen. Dass Stadtgesellschaft und urbanes Raumgefüge nurmehr eine radikal chaotische und fragmentierte Struktur manifestieren, scheint Konsens bei vielen Beobachtern.

Demgegenüber ist der Städtebau ins Hintertreffen geraten: Zu beschränkt in seinem räumlichen Aktionsfeld, zugleich zu offensiv (in der Endgültigkeit seiner Festlegungen) als auch zu defensiv (gleichsam vor der Komplexität der Aufgabe kapitulierend) in seinem Vorgehen. Ist es nicht eine Gepflogenheit, auf dem Gebiet des Städtebaus alles durch Teilmaßnahmen zu lösen – wo doch von einer Gesamtplanung so gut wie nie die Rede sein kann? Der Städtebau der Mo-

derne, so befand André Corboz einmal, wollte die Stadt neu erfinden und völlig neuartige, universell anwendbare Lösungen erarbeiten, aber es gelang ihm nicht, die Quellen des eigenen wissenschaftlichen Credos aufzuspüren, um seine Postulate kritisch zu untersuchen. Doch genau das ist nun die Aufgabe: „Ein derartiger Wandel in unserem Verhältnis zum Raum ist umso dringender, als die Probleme der unter unseren Augen im Entstehen begriffenen „Stadt“ nicht mehr die Probleme von Zentren sind, sondern von Zonen, Anhängseln, Ausfransungen und Enklaven, die gemeinsam mit der Stadt in dem Bereich existieren, den wir Peripherie nennen.“ Doch die Grundvorstellung, „wie sie bislang für das Vorgehen bei städtebaulichen Eingriffen maßgebend war und für die der absolute Raum das ideale Modell bildete, lässt es nicht zu, die Beschaffenheit dieser Peripherie zu begreifen.“¹

Wenn von „Stadt“ die Rede ist, wird meist die „Kernstadt“ gemeint, mit den für die europäische Stadtwahrnehmung konstitutiven Elementen von „rue corridor“, Platz und Park. Damit hat der Begriff „Stadt“ fraglos eine mobilisierende und identitätsstärkende Komponente. Wird er zur Beschreibung aktueller gesellschaftlich-räumlicher Zusammenhänge herangezogen, birgt er allerdings viele Ungereimtheiten in sich. Denn es gibt den Bedeutungsraum nicht (mehr), der alle mit ihm bezeichneten empirischen Beobachtungen erfassen würden. Der städtebauliche Zugang bezeichnet zwar mit der guten alten „kompakten Stadt“ (wahlweise: der „europäischen Stadt“) einen sinnvollen Referenzpunkt praktischen Vorgehens in den Städten, lässt sich aber für die in den faktischen Siedungsverhältnissen auftretenden Ausprägungen von Dichte, Multifunktionalität und sozialer Durchmischung kaum fruchtbar machen.

Vor diesem Hintergrund wäre nun zu diskutieren, inwieweit die regionale Dimension im Städtebau angekommen ist. Dabei soll al-

lerdings gerade nicht einer impliziten disziplinären Konkurrenz Vorschub geleistet werden; vielmehr geht es um eine der raumordnerischen und wirtschaftsgeographischen komplementäre Sicht. Ohnehin muss man konstatieren, dass die Kategorie „Raum“ in unserer Gesellschaft grundsätzlich unterbewertet ist, zumal sie als Entscheidungsfaktor in der Politik und in die Routinen der Märkte meist als stabile Konstante eingeht, der keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt werden muss.

2. Historische und ideelle Vorläufer

Soziopsychologisch und -kulturell gesehen spiegeln sich in allen Vorschlägen und Konzepten zur „Stadtregion“ bis zu einem gewissen Grad die Einstellungen und Werthaltungen gegenüber dem Phänomen „Großstadt“. Zugleich muss man konstatieren, dass im westlichen Kulturkreis die diesbezügliche Wahrnehmung immer janusköpfig gewesen ist. Holzschnittartig lässt sie sich in zwei historische Grundhaltungen skizzieren: Auf der einen Seite hat man die Stadt im moralischen Sinne als Inkarnation alles Bösen gesehen oder, um bei der Begriffsbildung des amerikanischen Soziologen Louis Wirth zu bleiben, als anonym und entfremdend, den elementaren Zusammenhang der Sozialgruppe auflösend und die Persönlichkeit des einzelnen zersetzend.² Die andere Seite dieses ambivalenten Verhaltens offenbart sich in der – etwa von Lewis Mumford vertretenen – Auffassung, dass Städte die bedeutendsten Schöpfungen der Menschheit sind, die in ihrer Erscheinungsform alle menschlichen Leistungen darstellen und damit das menschliche Erbe verewigen. Es trafen und mischten sich in der Stadt verschiedene Kulturkreise und Traditionen, wobei aus diesem Gemisch und der gegenseitigen

2 Die Ursachen dieser Einstellung liegen tief im kulturellen Erbe verborgen und reichen von frühchristlichen Wurzeln über die Kritik an der Industriestadt des 18. und 19. Jhs bis hin zu den zeitgenössischen Tendenzen der Slumbildung und „Ghettoisierung“ in den Innenstädten.

1 A. Corboz, *Die Kunst, Stadt und Land zum Sprechen zu bringen*, Basel 2001, S. 32.

Befruchtung letztlich Innovationen entstünden. Neue Ideen und neues technologisches Wissen würden von der Stadt aus verbreitet und sickerten so in alle Sektoren der Gesellschaft. Technisches Leistungsvermögen und philosophische Erneuerung seien nicht der konservativen, sich nur mählich ändernden Tradition des Landes verhaftet, sondern der schöpferischen Unruhe der Stadt. Jede der beiden Einstellungen zöge – bei Umsetzung in Planung – unterschiedliche, ja gegensätzliche Konsequenzen nach sich. Das liegt auf der Hand, und viele jeweilige Idealprojektionen belegen es.

Doch die Wahrheit liegt nicht immer in einem der beiden Extreme, und die weltweit über das Metropolenwachstum geführten Diskussionen mündeten schließlich, d.h. um die vorletzte Jahrhundertwende, zumeist in eine mittlere Position zwischen den Antipoden. Am deutlichsten werden die Versuche, zu einer solch ausgewogenen Position zu gelangen, bei der Gartenstadtidee von Ebenezer Howard, in der die Gegensätze miteinander verbunden als attraktivitätsfördernd wirken. Ihm bleibt der Verdienst, die vielfältigen Ideen auf die realisierbar scheinenden reduziert und zu einem kohärenten Konzept verarbeitet zu haben, das sich im Gegensatz zu früheren Utopien als lebensfähig erwies. Sein Vorschlag war – sieht man einmal von Soria y Matas Planungen für Madrid und Barcelona ab – der erste einer bereits über die Stadt auf die Region ausgreifenden Siedlungsstruktur, welcher die Planungsdiskussion und auch -praxis des 20. Jahrhunderts wesentlich beeinflusst hat. Und er wurde sehr schnell zum beherrschenden Leitbild für den Zeitraum bis zum ersten Weltkrieg. Die Vorstellung, das erkannte Übel vom Ursprung her zu beseitigen, indem die ausufernde Großstadt mit dem Gegenmodell des „Stadt-Landes“ (Town Country) konfrontiert wird – das erklärte Ziel, „den Zustrom zur Großstadt (zu) wenden und ihn auf jene neuen Stadtgebilde auf dem Lande (zu) lenken, endlich die große Stadt selbst um(zu)bauen“, ³ wurde je-

doch zu keinem Zeitpunkt erreicht.

Die städtebauliche Praxis reduzierte das Konzept der Gartenstadt (mit seinen implizit regionalen Dimensionen) sehr schnell auf das die Großstadt nicht mehr in Frage stellende Projekt der Gartenvorstadt. In der städtebaulichen Praxis traf zu, was für die städtebauliche Theorie nicht (mehr) galt, dass nämlich die wachsende Großstadt als etwas Unausweichliches hingenommen wurde. Die Praktiker in den Städten – und sie waren die Akteure – versuchten mit ersten planungsgerechten Handhabungen vor allem die schlimmsten Auswüchse des Wohnungselends zu beseitigen und wenigstens grob ordnend in den Stadtentwicklungsprozess einzugreifen. Die Ideale jedoch, die planerischen Leitbilder, sie blieben weithin dem Gedanken gut Howards verhaftet: die Wachstumskräfte der großen Ballungsräume aufzufangen durch die Gründung neuer Städte jeweils begrenzter Größe, räumlich voneinander durch auf Dauer gesicherte Grünzonen getrennt; wirtschaftliche Eigenständigkeit anzustreben, indem sowohl Landwirtschaft als auch Industrie erklärtermaßen zum integralen Bestandteil der neuen Stadt werden; die Bereitschaft, gewisse Defizite im gesellschaftlichen Leben und das Kulturangebot betreffend in Kauf zu nehmen (bedingt durch eine relativ kleine Einwohnerzahl); Wahrung eines festgelegten Mindestabstandes zur Großstadt (um nicht zu deren Vorort zu werden) – dies sind, in letzter Konsequenz, die Punkte, die sich als Essenz herausfiltern lassen und die Howards Modell seine Bedeutung verleihen. Sie lesen sich wie eine Definition der „New Towns“, deren erste Fassung sie tatsächlich sind.⁴

missverständenes Buch, in: J. Posener (Hrsg.), Ebenezer Howard. Gartenstädte von morgen, Berlin 1968, S. 35.

⁴ Die sog. „New Towns“ in Großbritannien entstanden aus diesem Konzept bzw. aus den auf seine Initiative in der Umgebung Londons gegründeten Gartenstädte Letchworth (1903), Hampstead Garden (1905) und Welwyn (1919). Aber natürlich wirkten seine Ideen nicht nur in England.

³ J. Posener, Howards „Tomorrow“ - Ein gründlich

Gewiss, im engeren Sinne hat sich diese Planungsauffassung überlebt, und doch wirkt das Howard'sche Modell in der Ideenwelt der Städtebauer fort: Wie banal auch immer, schuf sein Diagramm erstmals einen bildhaften Ausdruck für den stadtreionalen Zusammenhang. Und das scheint sich tief ins kollektive Gedächtnis eingegraben zu haben.

3. Die siedlungsstrukturelle Realität:

Suburbia und Sprawl

Tatsächlich sind es weniger die ungeliebten Hinterlassenschaften des Industriezeitalters als vielmehr die Ausflüsse unserer Dienstleistungsgesellschaft, die das Bild jenseits der City bestimmen: Gewerbeparks, Verbrauchermärkte, Vergnügungs- und Logistikzentren. Und, vielleicht am augenfälligsten, die mannigfaltigen Siedlungsformen des Wohnens. Ungeachtet aller Proklamationen von der „Renaissance der Städte“ ist das eigene Haus mit Garten noch immer Inbegriff und Wunschbild des Wohnens geblieben.⁵ Die Fachgemeinde aber hatte mit dieser Empirie stets ihre Probleme.

Der Sprawl⁶ – vor allem die fortdauernde Suburbanisierung von Wohnen, Logistik, Gewerbe usw. – scheint dabei der eigentliche Stachel im Fleische der Urbanität zu sein. Dem stellt man das ideologische Konstrukt der kompakten, gemischten Stadt entgegen, für die der öffentliche Raum, bestimmte bauliche und

stadträumliche Konventionen sowie gewisse Dichtekoeffizienten konstitutiv sind. Ein solches Stadtverständnis bringt allerdings wenig Sinn für die Resultate der tatsächlichen Entwicklung auf – also für all jene Elemente von Stadt, die nicht in dieses Interpretationsschema passen. Diese Kritik lag bereits der in diskurs-technischer Hinsicht wegweisenden Arbeit von Tom Sieverts (1997) zur Zwischenstadt zugrunde: Suburbane Räume, Randbereiche und Zwischenräume, die weder Kern noch Peripherie sind, gehören zur heutigen Realität der europäischen Stadt, die schwerlich gelegnet werden kann.

Dennoch, bei Lichte besehen dürfte klar sein, dass die Suburbanisierung mit der Agglomeration zusammenhängt und sich nicht etwa losgelöst davon erklärt. „Eine multizentrische Entwicklung von Stadtregionen mit in sich tendenziell multifunktionalen Teilstandorten kommt den Thesen einer „Verinselung“ bzw. „Fragmentierung“ von Stadtregionen nahe – und damit auch dem Erklärungskontext „postfordistischer“ Stadtstrukturen. Sie ist eine räumliche Entsprechung neuartiger Heterogenisierung ökonomischer, sozialer und kultureller Aktionsformen im Zuge des aktuellen Strukturwandels. Im Gegensatz zu tradierten und einheitlich formatierten (fordistischen) Großstrukturen verbinden sich damit eher in sich differenzierte Strukturelemente. Ihnen entsprechen die sich abzeichnenden Muster in den Stadtregionen durchaus.“⁷ Die entscheidende Schwierigkeit der Politik liegt nun darin, dass es heute niemanden mehr gibt, der Struktur und Veränderungen dieser Räume modellieren könnte, auch wenn ihre statistische Erfassung als „Agglomerationen“ raumpolitische Ordnungs- und Hierarchiemöglichkeiten suggeriert.

Um die Veränderung dessen, was Großstadt und Metropole heute tatsächlich sind, zu ver-

5 Für die meisten Menschen in Deutschland (66 Prozent) sind angeblich Vororte und das Umland optimal zum Wohnen. Zu diesem Ergebnis kommt die Zeitschrift „Das Haus“ nach einer repräsentativen Umfrage. Mehr als die Hälfte der Befragten (59 Prozent) gibt an, auch in kleineren Gemeinden genügend städtisches Flair zu finden. Befragt wurden 1.000 Menschen ab 14 Jahren. 46 Prozent würden auch das tägliche Pendeln in Kauf nehmen, um auf dem Land leben zu können; vgl. Die Welt, 19.02.2005.

6 Der Begriff „Sprawl“ ist einerseits international gebräuchlich, andererseits breiter angelegt als der Begriff der „Suburbanisierung“; zudem weist er stärker als jener umweltpolitische und ökologische Konnotationen auf.

7 K. Brake, Strategiekonzepte und Leitbilder für Stadtregionen im 21. Jahrhundert, in: A. Mayr et al. (Hrsg.), Stadt und Region: Dynamik von Lebenswelten, Leipzig 2001, S. 688.

anschaulichen, mag der Verweis auf die Literatur der Moderne hilfreich sein: Denn verschiedentlich wurde das „Nichtverstehenkönnen“ als eines ihrer wesentlichen Merkmale attestiert. Für den Leser anspruchsvoller Belletristik – heißen ihre Autoren nun James Joyce, Marcel Proust oder Uwe Johnson – bedeutet das: „Wenn man in früheren Zeiten ein Werk nicht verstand, hielt man es für schlecht. Bis zum Zeitalter der Aufklärung hat es geschlossene Weltbilder gegeben, in die hinein Literatur geschrieben, aus denen heraus sie verstanden werden konnte. Spätestens im 20. Jahrhundert hat sich das entscheidend gewandelt: Im literarischen Werk wird die Illusion einer in sich geordneten Welt zerstört, um die falsche Folgerung zu vermeiden, die Welt außerhalb der Literatur sei ähnlich sinnvoll gestaltet. „Schwierig“ ist die moderne Literatur deshalb, weil Unverständlichkeit und Nichtverstehenkönnen nicht nur als Thema wichtig werden, sondern weil sie sich in der Form niederschlagen.“⁸ Unverständlichkeit und Nichtverstehenkönnen prägen aber ebenso die „Form“ der heutigen Stadt – verursacht durch ihre innere Heterogenität wie auch durch ihre Entgrenzung.

Die Stadt befindet sich in einem neuen Kontext: dem ihrer Regionalisierung. Positiv verstanden bezeichnet Region das Geflecht, in dem ein Raum mit anderen auf mannigfaltige Weise verbunden ist; problematisiert wird damit zugleich aber, dass die einzelnen Subsysteme und Teilräume in ihrer Eigengesetzlichkeit zunächst blind für die Folgen sind, die sie außerhalb ihrer Grenzen – und auf das größere Ganze bezogen – hervorrufen.

Leider hat die „Region“ (zu) wenig Relevanz im fachpolitischen Diskurs der Städtebauer – im Unterschied zu dem der Raumplaner. Das mag damit zusammenhängen, dass sie selten mit dem Status einer Gebietskörperschaft assoziiert wird. Zumal man Region heute meist als eine Art „Akteursnetz“ propagiert, das hetero-

gen, flexibel und regional angepasst ist oder sein soll. Dahinter steht der Vorbehalt, dass mit einer „institutionalisierten Region“ der Verwaltungsablauf schwieriger, komplizierter und unübersichtlicher würde. Nun ist es wohl nicht weiter verwunderlich, das in Zeiten der Deregulierung die Angst vor einer Art der „administrativen Übermöblierung“ vorherrscht. Aber es ist auch nicht zu verkennen, dass ab einem bestimmten Ausmaß von Verflechtungen und Abhängigkeiten, aber auch von Interessenkonflikten auf Dauer eine öffentlich-rechtliche, kommunal verfasste Institutionalisierung jenseits flexibler Akteursnetze notwendig wird. Sicherlich hat man mit „einfachen“ Zweckbündnissen (z.B. Verkehrs- oder Abwasserverbänden) gute Erfahrungen gemacht. Doch die freiwillige Zusammenarbeit von Kommunen findet schnell ihre Grenzen, wenn es nicht mehr um monokausale Aspekte oder darum geht, Zuwächse zu verteilen. Der Umgang mit dem Mangel, mit der Gleichzeitigkeit von Schrumpfung und Sprawl, mit dem Nebeneinander von Gewinnern und Verlierern ruft nach verbindlicheren Rahmenbedingungen, als sie mit einer aufkündbaren Verbandsmitgliedschaft gegeben ist. Dann braucht es „Region“ gleichsam als öffentliche Körperschaft, am besten demokratisch legitimiert über eigene Wahlen, mit politischen und administrativen Instrumentarien, die zwar auf Kooperation fußen, im Zweifel aber Maßnahmen – auch gegen Widerstände – durchsetzen können.

Region ist recht eigentlich ein Mikrokosmos, insofern Abbild der Gesellschaft insgesamt. In ihrer kleinteiligen Komplexität einerseits und der gering ausgeprägten (sinnlichen) Kohärenz andererseits liegt das Spezifische der „regional affairs“. Deshalb haben sie es kaum je geschafft, Gegenstand der „großen Politik“ zu werden. Um genau das aber handelt es sich: Regionalisierung ist sui generis ein Politikum, das sich an (fast) allen etablierten Grenzen der organisierten Gesellschaft stößt. Und ohne dafür ein Bewusstsein, ohne dafür eine auch bildhafte Kategorie zu entwickeln, ist Region letztlich nicht zu haben.

8 H. Steinmetz, *Moderne Literatur lesen*, München 1996, Einführung.

4. Stadtpolitische Handlungsansätze - mal hart, mal weich

Zuvorderst indes steht die Frage, wie sich die Region formal konstituiert. Einige – auch international interessante – Beispiele markieren eine große Bandbreite:

(1.) Die *Glattal-Stadt* im Agglomerationsraum *Zürich*, die indes weder eine Gebietskörperschaft mit verbindlichen politischen Grenzen noch eine homogen abgrenzbare Region darstellt.⁹

(2.) Deutlich mehr administrative-politische Verbindlichkeit gibt es im Großraum London. Als im Jahr 2000 von der Labour-Regierung Tony Blairs eine Greater London Authority (GLA) institutionalisiert wurde, hatte man ein Holding-Modell vor Augen: eine starke und demokratisch legitimierte Entscheidungsebene für die gesamte Stadtregion, die operative Umsetzung jedoch weitgehend dezentralisiert in unterschiedlichen (öffentlichen und privaten) Rechts- und Organisationsformen.¹⁰

(3.) Von etwa ähnlicher territorialer Größe ist die oft als vorbildhaft gelobte Kooperation der amerikanischen Doppelstadt Minneapolis-St. Paul.¹¹ Der „Minneapolis-St. Paul Metropol-

itan Council“ umfasst sieben Kreise mit 25 Städten und 105 Dörfern; sein zentrales Instrument ist der „Metropolitan Development and Investment Framework“. Jedoch ist der Council eher ein strategische Leitlinien herausarbeitendes als ein exekutives, vollzugsorientiertes Organ; er hat keine direkten Weisungsbefugnisse über seine Mitgliedskommunen, und genauso wenig verfügt er über eine direkte demokratische Legitimation.

(4.) Aber auch in Deutschland gibt es ein aktuelles Beispiel für regionale Kooperation: Die „Region Hannover“ umfasst in etwa ein Gebiet von der Größe des Saarlandes. Sie existiert qua Gesetz seit dem 1. November 2001; der bisherige „Kommunalverband Großraum Hannover“ wie auch der Landkreis wurden aufgelöst und zu ihrem Bestandteil gemacht.¹²

(5.) Ein noch umfassenderer Schritt ist in der Volksrepublik China vollzogen worden. *Peking, Shanghai, Tianjin*: Die drei großen Metropolen offenbaren, dass dort bereits vor einem halben Jahrhundert territoriale Verwaltungshoheit als Schlüsselfaktor urbanistischer Strategie begriffen wurde. Die großzügige Erweiterung der Stadtgebiete anlässlich der Gebietsreform der Jahre zwischen 1957 und 1959 war präzedenzlos in der internationalen Geschichte.¹³

9 Gleichwohl ist Glattal-Stadt ein Raum, der mehr und mehr als zusammenhängendes Gefüge wahrgenommen wird, und der es auch vermochte, sich außenwirksam als eine gewisse regionale Einheit zu verkaufen, die sukzessive eine gemeinsame Perspektive entwickelt. Die acht Gemeinden der Glattal-Stadt haben sich zu dem Verein „glow. das Glattal“ zusammengeschlossen, um gemeinsam Projekte in den Bereichen Wirtschaft, Sport und Kultur zu erarbeiten. Hinzu kommt als wichtigste infrastrukturelle Maßnahme die Planung der Stadtbahn Glattal.

10 Die GLA knüpft an den 1973 gegründeten „Greater London Council“ (GLC) an, der wiederum aus dem „London County Council“ (LCC) hervorging, einem im Jahr 1900 entstandenen Verband mit 32 unabhängigen Gemeinden. Seine Aufgabe lag in der Koordination physischer Planung sowie der Umwelt- und Verkehrspolitik in der Stadtregion. Unter der Tory-Regierung von Margaret Thatcher ist der weitgehend von der Labour Party geprägte GLC Mitte der 1980er Jahre ersatzlos aufgelöst worden.

11 Hervorgehoben wird insbesondere ihre Steuerverteilungspolitik: Grundstücks- und Gewerbesteuer-

ern wandern zunächst in einen gemeinsamen Pool, um dann auf einer pro-Kopf-Basis an die Kommunen ausgekehrt zu werden.

12 Finanziert wird sie aus Umlagen; es gibt ein Regionalparlament und einen Regionspräsidenten. Einzelne Landesaufgaben, die bisher von der Bezirksregierung erfüllt worden sind, wurden an die Region delegiert. Noch aber liegen nicht ausreichend Erfahrungen vor, um die tatsächlichen Wirkungen der förmlichen Institutionalisierung dieser „Region Hannover“ zu bewerten.

13 Um die Dimensionen nur am Beispiel Peking zu veranschaulichen: Beijing Shi, d.h. die metropolitane Region der Stadt, bedeckte damit eine Fläche von 16.800 qkm, wovon das eigentliche bebaute Stadtgebiet im Jahr 1981 rund 340 qkm ausmacht.) Sie beruhte auf der Überzeugung, dass die Erweiterung des unter der Jurisdiktion einer Stadt stehenden ländlichen Gebietes zu einer Stadtregion letztlich die

Doch jenseits der Art und Weise ihrer Institutionalisierung stellt sich die Frage, was die Region „daraus macht“, und was sie – nicht zuletzt mittels räumlicher Planung – unternimmt, um Disparitäten auszugleichen, Prioritäten zu setzen, oder überhaupt „zukunftsfähig“ zu werden. In diesem Zusammenhang spielt seit etwa 20 Jahren Barcelona eine wichtige Rolle. Ideell orientierte sich die Stadtregion (Corporación Metropolitana de Barcelona) am Londoner Beispiel, war ähnlichen Schwankungen¹⁴ ausgesetzt und hat nie einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Aber die Stadtverwaltung war – insbesondere durch den Entwicklungsschub der Olympiade 1992 – sehr erfolgreich in ihren Reurbanisierungsansätzen. In Katalonien sind es also weni-

Conditio sine qua non für eine aktiv betriebene und geplante Dezentralisierung urbaner Agglomerationen darstellt. Alle drei Metropolen haben ihre regionale Verfasstheit in ihren Gesamtplanungen stets als strategischen Vorteil auszunutzen gewusst, allen gelegentlichen Rückschlägen wie etwa in der Kulturrevolution zum Trotz. Doch anders als in Europa oder den USA ging es dabei weniger um das Eindämmen des Sprawls als vielmehr um wirtschaftspolitische Dezentralisierung und Sicherung der agrarischen Grundversorgung.

14 „Corporación Metropolitana de Barcelona“ (CMB) wurde 1975 gegründet und lehnt sich an dem im Jahr zuvor gegründeten „Greater London Council“ und seinen Aufgaben an. Bereits ein Jahr später wurde ein „Metropolitan Master Plan“ verabschiedet. CBM verfügte nicht über direkt gewählte Repräsentanten; der Einfachheit halber war der Bürgermeister der Stadt auch der Präsident der CMB. Ähnlich wie in London waren hier die parteipolitischen Dissonanzen ausschlaggebend dafür, dass 1987 CMB aufgelöst wurde. An seine Stelle traten zwei kleinere Zweckverbände: für Wasser-, Abwasser- und Müll(ent)versorgung (Entitat del Medi Ambient), sowie für Verkehr („Entitat Metropolitana del Transport“); hinzu kam schließlich eine dritte Einrichtung, die die Aufgabe der Planungskoordination aus der CMB übernahm („Mancomunitat de Municipis“) und in etwa der „Gemeinsamen Landesplanung von Berlin u. Brandenburg“ vergleichbar ist. Alle drei Verbände zusammengekommen „konstituieren“, was „Area Metropolitana de Barcelona“ (AMB) genannt wird, aber letztlich keine institutionelle Verfassung hat.

ger regionale Planungskategorien als vielmehr städtebauliche Aufwertungsstrategien, die als beispielgebend angesehen werden: Auf der Basis massiver Infrastrukturinvestitionen, der Inwert-Setzung des öffentlichen Raums und der Revitalisierung von peripheren bzw. randstädtischen Industriebrachen hat Barcelona auch international Maßstäbe gesetzt.

Die Renaissance eines sehr viel umfassenderen Ansatzes glauben manche Beobachter in den USA zu erkennen. Sie sehen einen „neuen Regionalismus“ heraufziehen, verstanden als ganzheitliche Planung, die auf der unauflöslichen Verwobenheit wirtschaftlicher, sozialer und umweltrelevanter Systeme basiert bzw. ihr gerecht zu werden versucht.¹⁵ Als Beispiel wird in der Regel Portland (Oregon) genannt. Denn hier habe Regionalplanung eine unübliche Prominenz als Werkzeug der Politik wie auch eine ungewöhnliche Akzeptanz als Ausdruck ziviler Interessenvertretung erreicht. „Portland Metro“ stellt eine Kooperation der vorhandenen Kommunalregierungen dar, während aufgrund der starken Stellung des Bundesstaates das Landmanagement in Oregon als Top-down-System organisiert ist, wobei dieser den Planungsverband Metro, auch gegenüber den jeweiligen Gemeinden, massiv unterstützt. Portlands planerische Bemühungen konzentrieren sich – recht erfolgreich – auf (1.) die Eindämmung des Sprawls mittels einer festgelegten „Urban Growth Boundary“, und (2.) die konzeptionelle Stärkung des ÖPNV (beispielsweise wurde Ende 2002 ein „Metropolitan Area Express“ eröffnet). Dass Erhalt und Sanierung einer nutzerfreundlichen Downtown einen wichtigen Strategiebestandteil darstellt, zeigt indes auch wie dominant die kernstädt-

15 S.M. Wheeler, The New Regionalism. Key Characteristics of an Emerging Movement, in: Journal of the American Planning Association, Vol. 68, No. 3, Summer 2002, S. 268. Für eine neue Synthese von physischer, sozialer und ökonomischer Planung – unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Metropolregion – argumentieren auch P. Calthorpe / W. Fulton in ihrem vielzitierten Buch „The regional city“ (2001).

tische Perspektive ist. Gleichwohl gilt die Zusammenarbeit in der Stadtregion Portland als „außergewöhnliche Konstellation – und Kooperation – von weitsichtigen Politikern, engagierten Umweltorganisationen und einer aufgeklärten und politisch aktiven Öffentlichkeit“.¹⁶ Zwar ist Portland nicht mit europäischen Standards zu vergleichen (in den Kategorien von ÖPNV und Bevölkerungsdichte beispielsweise), sehr wohl aber exemplarisch in der „Überwindung der Konkurrenz zwischen Städten und Umlandgemeinden um Einwohner und Arbeitsplätze“.¹⁷ Für die langfristige Entwicklung der Region hat Portland Metro mit seinem „Regional Growth Concept 2040“ zunächst vier räumliche Szenarien für die Siedlungs- und Verkehrsentwicklung in der Agglomeration vorgelegt und daraus einen verbindlichen Entwicklungsplan extrahiert. Nicht zu unrecht gilt dies als ein Musterbeispiel für eine mit dem Begriff „Smart Growth“ umschriebene nachhaltige Flächennutzungs- und Verkehrsplanung; allerdings mit einem Wermutstropfen: Gibt doch das ökologisch angehauchte Smart Growth Konzept wohlhabenden Gemeinden einen Vorwand an die Hand, den Zuzug von Haushalten mit geringem Einkommen zu verhindern.

Schließlich, und weil planerische Ansätze zumeist von einer kernstädtischen Perspektive ausgehen, bietet sich noch der Vergleich mit dem Ruhrgebiet an. Als „größte deutsche Stadt“ verfügt es weder über randscharfe Begrenzungen noch eindeutige Zentren. Obgleich bereits 1920 der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk gegründet wurde, ist die intra- und überkommunale Zusammenarbeit an Ruhr und Emischer bislang eher projektbezogen und spora-

disch denn kooperativ gefestigt – wie die nach wie vor offene Rollen-Justierung des Regionalverband Ruhrgebiet illustriert. Gleichwohl hat die IBA Emscher Park auf der konzeptionellen Ebene viel Wirkung entfaltet. Sie steht für einen dezidierten Versuch, den Blick wieder aufs Ganze zu richten. 17 hoheitliche Städte fanden sich unter einem gemeinsamen Dach zusammen, um ihre Ziele zu befördern. Doch dies, wie der Rückblick zeigt, nur auf Zeit, und weil es eine starke Achse gab: mit Karl Ganser einem überzeugungsmächtigen Spiritus Rector des Unternehmens, und starken Rückhalt beim zuständigen Landesminister.

Heute ist weder von der Aufbruchstimmung noch der regionalen Kooperation, die die IBA bewirkte, viel zu spüren. Das heißt aber nicht, dass der konzeptionell dezentrale Ansatz falsch gewesen sein muss, wie umgekehrt auch – je nach konkreter regionaler Situation – das eher klassische, kernstadt-orientierte Konzept von Portland seine Richtigkeit haben kann. Und was das Beispiel Barcelona zum Erkenntnisgewinn beisteuert, ist, dass über ein regionalplanerisch umfassendes Vorgehen nicht die komplementäre Relevanz städtebaulicher Aktion vergessen werden darf.

Im internationalen Kontext ist die US-amerikanische Diskussion um die „Regional City“ durchaus instruktiv. Vor dem Hintergrund, dass das Wort Großstadt in den USA längst zum Synonym für all das geworden, vor dem der wohlhabende Teil der Gesellschaft in die Vororte geflüchtet ist – zerfallende Stadtquartiere, Kriminalität, Minoritäten – eröffnet der neue Regionalismus tatsächlich neue Qualitäten. Doch indem er zum erfolgreichen Gegenkonzept zu der in Verruf geratenen Stadt stilisiert wird, bildet er den Humus für einen weiteren Problemkreis. Vor allem das Silicon Valley wurde zum Symbol der exurbanen Siedlung im Park, der „befreiten Megalopolis“. Dies gab auch das Referenzmodell ab für die französische Wissenschafts(anti)stadt Sophia-Anti-Polis, die – wenn man so will konsequenterweise – die antistädtische Program-

16 M. Wegener, Portland – Rationalistische Planung im deregulierten Amerika, in: U. von Petz (Hrsg.), „Going West?“ Stadtplanung in den USA – gestern und heute, Dortmund 2004, S. 224 u. 227 f. C.J. Abbott, The Capital of Good Planning. Metropolitan Portland since 1970, in: R. Fishman (Hrsg.), The American Planning Tradition. Culture and Policy, Washington, D.C. 2000.

17 Ebda.

matik explizit in ihrem Namen trägt.¹⁸ Neben einem virulenten Anti-Urbanismus birgt der neue Regionalismus jedoch noch eine weitere Gefahr: Solche Raumkonstrukte für Agglomerations- und Ballungsräume (bzw. Konurbationen wie die „Randstadt Holland“ oder die „Ruhrstadt“) neigen unter Umständen dazu, alle bisherigen intraregionalen Disparitäten, Konkurrenzen, Identitäten und Differenzen zu Gunsten einer höheren räumlichen Einheit zu verleugnen bzw. aufzuheben.¹⁹ Doch die Bedeutung des Lokalen – und damit des haptisch Erfahrbaren, das lehrt die lebenspraktische Erfahrung, geht dabei durchaus nicht verloren. Folgerichtig beklagt Hoffmann-Axthelm den „gleich- und glattmachenden Hobel der Regionalisierung“ und interpretiert das Konstrukt der Regional City als Angriff zur Auflösung der Stadt: „Die Stadtregion ist, behaupte ich, das trojanische Pferd, über welches die Raumordnung sich endlich der Stadt von innen her bemächtigt.“²⁰ Wenn aber hinter solchen Vermutungen eher disziplinäre Verlustängste oder das Ringen um Deutungshoheit im Stadtdiskurs stehen, weniger reale Gefahren, dann ist es in der Tat angezeigt, einen regionalen Identitätsraum zu kreieren – ohne indes solche Aspekte zu vernachlässigen.

Die Neuinterpretation der Stadt-Umland-Beziehungen setzt eine intellektuelle Leistung voraus: „Eine „Region“, das ist der Output einer Tä-

tigkeit, die man „Regionalisieren“ nennen kann, und „Regionalisieren“ heißt, Begriffe und Bilder von Regionen herzustellen und diese mit mehr oder weniger Erfolg in die soziale Kommunikation einzufädeln. Es hat jedenfalls große Vorzüge, Regionen in dieser Weise nicht als physisch-materielle Wirklichkeiten an der Erdoberfläche aufzufassen, sondern sie erst einmal als Konstrukte und Bestandteile der sozialen Kommunikation zu betrachten – oder auch als Zeichen in Texten.“²¹ Wahr ist, dass das administrative, politische und interpretative Nebeneinander von Kernstädten und sie umgebenden Landkreisen faktisch überholte Stadt-Land-Gegensätze verstetigt, die Region polarisiert und den notwendigen Vorteils- und Lastenausgleich verhindert. Aber neben eine solche analytische Herangehensweise muss eine emotionale, identitätsbildende treten.

Regionalisierung ist keine Handlungsanweisung allein unter Maßgabe von Wachstum, sondern bewahrt auch – und gerade – unter Schrumpfungsbedingungen seine Notwendigkeit. Region muss zu einer gemeinsamen Verständigungsgrundlage werden, in der Planung, Politik, Ökonomie und Bevölkerung gleichermaßen „beheimatet“ sind. Territoriale, administrative, wirtschaftsgeographische, städtebauliche u.a. Begriffsauslegungen müssen überzeugend zur Deckung gebracht werden.

Dass die Region die Stadt sei, stellt einen so richtigen wie hehren Anspruch dar, dem es noch an Alltagstauglichkeit fehlt. Damit sich das ändert, braucht es eine Art Doppelschritt: (1.) Eine regionale Verfassung, die – in welcher Form auch immer – für einen Nutzen-Lasten-Ausgleich sorgt, wäre als institutionalisierte Voraussetzung zu schaffen. Und darauf aufbauend (2.) eine konzeptionelle und integrative Gesamtplanung und -steuerung. Denn rechtliche, organisatorische und finanzielle Aspekte allein können eine Stadtregion vielleicht konstituieren, kaum jedoch als Identitätsraum etablieren. Da-

18 Vgl. D. Läßle, Stadt und Region in Zeiten der Globalisierung und Digitalisierung, in: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften (Stuttgart), Nr. II (Themenheft Stadt und Region) 2001, S. 26. Durch die Wahl entsprechender Referenzregionen schwingt auch in der Regionalismus-Diskussion hierzulande durchaus – und immer wieder – ein solches Ressentiment mit.

19 Beispielsweise führten die Eingemeindungen in Leipzig dazu, dass der „Eigenheimbau auf der grünen Wiese“ nun keine – wie auch immer problematische – Suburbanisierung, sondern nur noch eine innerkommunale Wanderung war.

20 D. Hoffmann-Axthelm, Anleitung zum Stadtumbau, Frankfurt a.M. 1996, S. 37.

21 G. Hard, Regionalisierungen, in: M. Wentz (Hrsg.), Region, Frankfurt a.M. 1994, S. 54.

zu muss sie auch „in Form gebracht werden“. Es braucht Planung und Konzeption, wobei indes zu konstatieren ist, dass auf der Ebene der Regionalplanung heute zumeist – wie etwa bei der IBA Emscher – eine Summe von Projekten „den Plan ausmachen“, die im besseren Fall durch eine überwölbende Strategie angeleitet ist. Natürlich sind Projekte nur Punkte auf der regionalen Karte, nur Standorte im flächendeckenden Regionalplan. Aber diese Aktivitäten sind zumindest so intendiert – insbesondere in ihrer Präsentation –, dass sie gesprächsbeherrschend werden. Und dafür wird ein eindrucksvolles Bild benötigt. Ein Bild, das nicht von Agenturen willkürlich und marktschreierisch gestaltet, sondern tatsächlich mit Verpflichtung zur regionalen Identität gebaut wird.

5. Städtebau: unverzichtbarer Bestandteil von stadtregionaler Entwicklung

Im Zusammenhang mit der deutschen Kulturhauptstadtwerbung ist vor einiger Zeit – und eher nebenbei – das zeitgenössische Dilemma des Städtebaus angesprochen worden: „Wenn Görlitz direkt gegen Essen antrat, so traf ein Schönheitsversprechen auf ein Infrastrukturversprechen – ein Bild also gegen einen Begriff. Aber auch eine Doppelstadt gegen eine Region, eine ehemalige Kommune der Bürger gegen einen vormaligen proletarischen Schmelztiegel, eine farbenprächtig und homogen wiederhergestellte Historie gegen eine vielerorts unter die Erde gebrachte Kohlenpottvorzeit. Nicht zuletzt: ein überschaubarer Mikrokosmos, der sich auf gotische Kreuzrippengewölbe berufen kann, gegen einen Ballungsraum, in dem einige Industriedenkmäler nicht mehr wie bizarre Rostbeulen stehen, sondern die Funktion von kulturellen Leuchttürmen angenommen haben.“²² Fast grundsätzlich dichotom scheinen Wahrnehmungen der und Zuschreibungen an

heutige(n) urbane(n) Gestalt. Dass es hier indes nicht um ein Entweder-Oder geht, sondern vielmehr um komplementäre Auffassungen, die zugleich Gültigkeit beanspruchen, dies ist in den Mentalitäten längst noch nicht hinreichend verankert.

Stadt ist mehr, als wir kognitiv und haptisch im Lebensalltag erfahren mögen. Daraus folgt: Eine heutige Planungs- und Baukultur muss sich an der regionalen Dimension von räumlicher Identität und räumlicher Planung ausrichten, ohne indes den konkreten Ortsbezug („sense of place“) zu vernachlässigen. Diese Arbeitsweise erfordert auch eine „ästhetische Wende“ der Planung; sie muss wieder stärker von der sinnlichen Wahrnehmung ausgehen, damit Leitbilder, Projekte und räumliche Identität entwickelt und Nicht-Experten in kommunikative Planungsprozesse eingebunden werden können.

Bis zu einem gewissen Grad wäre der Städtebau indes auch als ein Vorgang zu begreifen, der gleichzeitig die Unordnung duldet, schafft und bekämpft. Ohnehin lag eine fatale Fehleinschätzung der Raum- und der Stadtplanung des 20. Jahrhunderts darin, dass alle ihre großen Erzählungen von geordneten Siedlungsstrukturen als Kammerspiele mit wenigen Akteuren angelegt waren, während die Realität sich als Massenszene mit unzähligen Figuren präsentierte, die den Anweisungen der Regisseure aus Politik und Wissenschaft kaum Aufmerksamkeit zukommen ließen. „Eine fatale Selbstbezüglichkeit der jeweiligen Akteure ist die Folge. Die Fragmentierung von Stadt und Stadtplanung schreitet voran: Die Immobilienwirtschaft definiert Stadt als Renditeobjekt und dies in Zukunft um so mehr, als Gebäude – in Real Estate Investment Trusts organisiert – den Charakter von mobilen, an der Börse handelbaren Werten erhalten; die Shopping Center-Industrie misst Stadt am Kaufkraftindex und etabliert ihre Standardprodukte wie der übrige Handel auch; die Kommunikations-Dienstleister positionieren Stadt als Marke; die Ökologie bewertet den Stoffwechsel und legt Grenzwerte fest; die Mobilitäts-

22 C. Thomas, Und der Sieger ist... Essen hat den Vorzug vor Görlitz erhalten und wird sich 2010 als europäische Kulturhauptstadt präsentieren, in: Frankfurter Rundschau, 12.04.2006.

ingenieure berechnen Reisezeiten und planen Beschleunigung; die Politik denkt in scharf begrenzten Stimmbezirken, und die Bürger leben und arbeiten dann im Produkt all dieser zweckrationalen Entscheidungsprozesse, das als Ganzes niemand verantwortet.“²³

Seit langem schon werden die Fundamente des Städtebaus erschüttert, ohne dass seine Protagonisten dem ausreichend Rechnung trugen. Indem der „Statik des Gebauten“ in immer größerem Ausmaß eine „Dynamik des städtischen Lebens“ (H.P. Bahrdt) gegenüberzusetzen war, mussten die Baustrukturen der Zentren zur Disposition gestellt und den Potentialen der städtischen Peripherien eine stärkere Aufmerksamkeit gezollt werden. Objektivierbare Zahlen wurden zum „tertium comparationis“ der verschiedenen Interessen und Ansprüche; die einprägsamen Bilder monumentalisierter Plätze und Fassaden galten nicht mehr, gaben keine Verständigungsgrundlage zwischen den Disziplinen Politik, Wirtschaft, Raum- und Fachplanung ab. Die explosiven Entwicklungen in Produktion, Demographie, Handel und Verkehr forderten neue Konzepte. Die Modernisierung der Stadtstruktur verlangte auch die Rationalisierung der Sprache der Planer, wollten sie nicht ständig dem Vorwurf der Inkompetenz oder dem Verdacht, wahlweise der Nostalgie oder einem bloß künstlerischen Fachverständnis zu huldigen, von Seiten der anderen, der „härteren“ Disziplinen ausgesetzt sein.²⁴ Nachdem die To-

poi des – sich ausschließlich in physischen Sphären legitimierenden – Städtebaus diskreditiert waren, wurde die neue „Dynamik städtischen Lebens“ in eher wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Kategorien erfasst und bemessen.

Einen durchschlagenden Erfolg hat auch dies nicht gezeitigt. Zu sehr ging damit ein auch ästhetisch und lebensweltlich begründeter Orientierungsrahmen verloren. Eine Vielzahl verschiedener Akteure formuliert unterschiedlichste Ansprüche an den Raum. Sie äußern sich beispielsweise in unternehmerischen Standortentscheidungen, Logistikkonzepten von Großverteilern, bodenrechtlichen Spezifikationen, verkehrsinfrastrukturellen Vorhaben, regionalplanerischen Leitbildern, wohnsoziologischen Präferenzen, Einkommensentwicklungen etc. Die Aufzählung ließe sich noch verlängern. Eine gemeinsame Wirkung lässt sich aber weder abschätzen noch unter Kontrolle bringen.

Und der Städtebau? An die Stelle normierter Konzeptvorgaben treten mehr und mehr dynamisch sich entwickelnde Wertorientierungen, die in – vorab meist nicht bestimmbar – Entscheidungssituationen handlungsleitend sind. Moderation hat den Vorrang vor Regulation; in einem permanenten Verständigungsprozess müssen Ziele in den Köpfen der Beteiligten verankert werden. Städtebauliche Effekte gründen sich heute stärker in der Organisation von Prozessen als in der Festschreibung von Raumstrukturen. Erfolgversprechender Städtebau ist Überzeugungsarbeit; ist eine stete, im einzelnen oft mühsame und konfliktreiche Begleitung von langwierigen Prozessen. Dem wi-

23 W. Christ, Die Stadtregion als städtebauliche Herausforderung im 21. Jahrhundert, in: Die alte Stadt 1/2006, S. 67.

24 Denn für Architektur wie Städtebau war eins absolut deutlich geworden: Es ging längst nicht mehr um die implizierten, stillschweigend befolgten „Typen“ der vorindustriellen Epoche, deren Ähnlichkeit untereinander die Folge lang andauernder Einbürgerung von Techniken und Traditionen war und deren Anwendung die unendliche Vielfalt der Lösungen sowie deren enge Beziehung zum städtischen und landschaftlichen Kontext mitnichten verhinderte. Es ging nunmehr, den Notwendigkeiten der industriellen Revolution entsprechend, um Prototypen,

die in endlos reproduzierten Serien quasi maschinell herstellbar gemacht werden (sollen). Ihre Produktion ist typisiert, standardisiert, kontrolliert und normiert, und sie zielt nolens volens (aber größtenteils volens) auf die Reduzierung von Charakteristika, auf die Senkung der Standards, auf die Ausmerzungen und Ausgleichung von Unterschieden, auf die Schematisierung der Eingriffe sowie auf die Uniformierung der Anforderungen. Anforderungen aber heißt in diesem besonderen Fall der Architekturproduktion: Lebensweisen.

derspricht nicht, dass natürlich auch gezielt normsetzende Kraftakte im städtischen Raum (und auch in der Stadtregion) vonnöten sind. Lange Zeit unterschätzt oder mit gewissen Resentiments beladen, muss der Städtebau einerseits wieder als eigenständige Domäne wertgeschätzt und eingesetzt werden, um andererseits nachhaltige Wirkung im stadtregionalen Kontext zu entfalten. Gerade in seinen physisch-räumlichen, ja bildhaften Qualitäten liegt das eigentliche Potential.²⁵

Wo subjektive „mental maps“ der Stadtbewohner je nach Blickwinkel, sozialer Herkunft, Bildung, Interesse, Arbeitsalltag usw. durchaus unterschiedliche individuelle Stadtwahrnehmungen offenbaren, bleibt das Postulat einer verallgemeinerbaren urbanen Identitätsfindung problematisch. So mag es naheliegen, sie nur auf grundlegende stadtstrukturelle Elemente oder aber – in jeder Hinsicht – herausragende Stadtobjekte zu beziehen. Aufgabe des Städtebaus ist es indes, darüber hinaus zu gehen. Komplexe Gebilde – und was wäre komplexer als Stadt – geraten in Verwirrung, wenn man versucht, angeschlagene Teilbereiche losgelöst vom Gesamtzusammenhang zu verbessern. Und wenn man Städtebau nun als das Addieren von einzelnen Teilen zu einem Ganzen versteht, dann passiert das eben nicht naturwüchsig, sondern als gesellschaftlicher Akt. Stadtpolitik und Städtebau brauchen und ergänzen einander: Sie sind Kehrseiten ein und derselben Medaille.

25 Dies nicht nur für das Stadtmarketing, sondern für eine weitgefasste Stadtentwicklungspolitik einzusetzen, ist von durchaus strategischer Relevanz. Schließlich, so hat es schon Elias Canetti formuliert, geht der Weg zur Wirklichkeit stets über Bilder.

Autoren

ANTON J. ESCHER; Studium der Fächer Geographie, Philosophie, Islamwissenschaften und Physik in Erlangen. Promotion 1985 während der Assistentenzeit am Institut für Geographie in Erlangen mit einer Arbeit über das traditionelle Handwerk in marokkanischen Städten. Seine 1990 vorgelegte Habilitationsschrift setzt sich mit Entwicklungsprozessen in Syrien auseinander. Gastprofessuren an der Freien Universität Berlin sowie an den Universitäten Wien und Rabat/Marokko. Seit 1996 Univ.-Prof. am Geographischen Institut der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Derzeit arbeitet er u.a. über die Transformation arabischer Altstädte.

JÜRGEN HASSE; Dr. rer. nat. habil. Nach Studium der Geographie und Erziehungswissenschaften Lehrtätigkeit an den Universitäten Oldenburg und Hamburg; seit 1993 Univ.-Prof. am Institut für Humangeographie der Universität Frankfurt am Main. Forschungsschwerpunkte: Räumliche Vergesellschaftung des Menschen, Mensch-Natur-Verhältnisse, Phänomenologie und Stadtforschung. Zuletzt erschienene Bücher: *Fundsachen der Sinne*. Freiburg und München 2005; *Graf Karlfried von Dürckheim. Untersuchungen zum gelebten Raum* (Hrsg.), Frankfurt am Main 2005; *Übersehene Räume. Zur Kulturgeschichte und Heterotopologie des Parkhauses*, Bielefeld 2007.

ROBERT KALTENBRUNNER; Dr.-Ing., Architekt und Stadtplaner, 1990-1999 bei der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen in Berlin als Projektleiter für Wohnungsbaugroßvorhaben tätig; seit Januar 2000 Leiter der Abteilung „Bauen, Wohnen, Architektur“ des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (Bonn/Berlin). Zahlreiche Veröffentlichungen zu verschiedenen Themen des Planens und Bauens.

RAINER KAZIG ist wissenschaftlicher Assistent im Bereich Stadt- und Regionalforschung des Geographischen Instituts der Universität Bonn. Er hat im Jahr 2001 an der TU München mit einer Arbeit über Armut und Anerkennung promoviert. Seine aktuellen Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich öffentlicher Räume und der Wahrnehmung städtischer Umwelten.

SONIA SCHOON; Sinologin und Ethnologin, befasst sich seit 2003 Chinas Megastädte. Im Fokus des Interesses liegen die Einflüsse beschleunigter und dynamischer Urbanisierung auf Individuum und Gesellschaft. Promotion 2006 über „Shanghai XXL. Alltag und Identitätsfindung im Spannungsfeld extremer Urbanisierung“. Derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG Schwerpunktprogramm „Megacities – Megachallenge“ an der Universität Kassel im Fachgebiet Stadtbau/Stadterneuerung.

BORIS VON BRAUCHITSCH arbeitet als Autor, Fotograf und Kurator und lebt in Berlin. Publikationen (Auswahl): *Caravaggio, Suhrkamp* Frankfurt 2007; *Galerie des 20. Jahrhunderts*, DuMont Köln 2003; *Kleine Geschichte der Fotografie*, Reclam Stuttgart 2002; *G.F. Ris, Das plastische Werk*, Wienand Verlag Köln 2002.

CLAUDIA WUCHERPFENNIG; Dipl.-Geogr., seit 2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der J.W. Goethe-Universität Frankfurt am Main; 2005 Promotion zum Thema „Bahnhof – (stadt)gesellschaftlicher Mikrokosmos im Wandel. Eine ‚neue kulturgeographische‘ Analyse“; Forschungsschwerpunkte sind sozialgeographische Stadtforschung, geographische Geschlechterforschung und gesellschaftliche Naturverhältnisse.